

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VII. Jahrg. Düsseldorf, April 1927 Heft 4

Zum achtzigsten Geburtstag Emil Kirdorfs.

(8. April 1927.)

Von W. Debus.

Man mag in den acht Jahrzehnten dieses Lebens schürfen, wo man will. Immer und an jeder Stelle trifft die Spitzhacke auf kantiges, schimmerndes Erz. Nicht eine Handvoll „tauben Gesteins“ läßt sich zusammenklauben. Und man mag aus irgendeinem politischen oder wirtschaftlichen Blickwinkel heraus die Lebensarbeit Kirdorfs kritisch beleuchten, immer und an jeder Stelle schält sich klar und moralisch wie ethisch unangreifbar eine Linie heraus, die sein zweifaches Glaubensbekenntnis täglich neu unterstreicht: „Ein bezahlter Arbeiter, wie ich es bin, ist verpflichtet, seine Aufgabe zu erfüllen und die Interessen der Gesellschaft zu wahren.“ Und zum andern: „Ich bin an der Stelle, an der ich stehe, stets bemüht gewesen, nicht von dem Wege abzugehen, den die allgemeinen Interessen weisen.“

Ein Leben, das auf diesen beiden auf den ersten Blick — aber auch nur „auf den ersten Blick“ — unvereinbaren Leitlinien vortwärtsschritt, mußte auf Widerstände hüben und drüben stoßen, mußte mit Anfeindungen auch aus den eigenen Reihen rechnen, mußte jeden Tag, ja jede Stunde beweisen, daß es stark genug war, seinem Wahlspruch „Ich komme durch, durch komme ich doch!“ treu zu bleiben.

Überblickt man heute die Lebensarbeit Emil Kirdorfs — und erst der räumlich und zeitlich getrennte Blick vermag Wesentliches von Zweifeln zu trennen —, so leuchtet das „Sichselbstgetreubleiben“ ohne irgendeinen Schlag Schatten. Persönliche Unabhängigkeit und überpersönliche Gemeinschaft und hinter diesen Worten — um mit Spengler zu sprechen — Selbstverantwortung, Selbstbestimmung, Entschlossenheit, Initiative dort, Treue, Disziplin, selbstlose Entfagung, Selbstzucht hier bestimmen überall den Lebensweg des heute Achtzigjährigen.

Es ist allmählich modern geworden, zu behaupten, die Führerschaft in der Industrie sei eine Frage der Sippe, der Beziehungen, der Konnexionen. Der Aufstieg Kirdorfs zeigt, daß es, hier mehr als irgendwo, eine Frage der Persönlichkeit ist.

Sein erster Schritt in den Kohlenbergbau — es handelt sich um die Stellung eines kaufmännischen Leiters der Bergbau-

gesellschaft Holland in Wattenscheid — stößt auf Ablehnung. Man verlangt von ihm eine Kaution, die er, Sohn eines verarmten Webereibesizers und mittelloser Angestellter der Zwischhandlung W. Brüning, Krefeld, nicht aufzubringen vermag. Im letzten Augenblick verbürgt sich ein Bekannter für den Vierundzwanzigjährigen, den er geschäftlich schätzen gelernt hat. Am 8. November 1871 tritt er seine Stellung an. „Es ist ihm zaghaft und bedenklich zumute. Von Anfang an stößt er auf persönliche Schwierigkeiten. Der Vorsitzende ist durch ein seltenes Mißtrauen ausgezeichnet. Die Art, wie er die Beamten kontrolliert, läßt sich kaum mit ihrem Ehrgefühl vereinbaren. Absichtlich vermeidet er, dem neuen kaufmännischen Leiter eine übergeordnete Stellung zu geben. Der Kassierer ist Kirdorf gleichgestellt und wacht scharf über die Unantastbarkeit seiner Stellung. „Wir haben keinen Direktor“ ist sein drittes Wort. Unter solchen Umständen bringt die Geschäftsführung unaufhörliche Reibungen mit sich. Kirdorf hilft sich, indem er die Hilfe anderer möglichst wenig in Anspruch nimmt. Er erledigt den größten Teil der Buchführung und Korrespondenz selbst. Wenn er sich durchsetzen will, muß er mehr leisten als die anderen. Bis in die Nacht ist er vielfach mit den einfachsten Bureauarbeiten beschäftigt. So vermeidet er die Gefahr, sich lahmlegen zu lassen.“*

Allmählich wird der Bergbau auf ihn aufmerksam. (Obwohl der Verwaltungsrat der Gesellschaft Holland nicht hinter ihm steht. Im Gegenteil.) Der allmächtige Friedrich Grillo bietet ihm die Stellung des Ersten Direktors bei einer neu zu bildenden Gesellschaft, der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, an. Kirdorf nimmt an und versieht, trotzdem er mit dem Holländer Verwaltungsrat auf Hauen und Stechen steht, drei Monate seinen Dienst bei beiden Gesellschaften, bis sich sein Nachfolger in seine alte Stellung eingearbeitet hat.

An dieser Stelle leuchtet nach außen vielleicht am stärksten das Pflichtbewußtsein des erst Sechszundzwanzigjährigen durch, das ihn auf dem unangenehmen Posten ausharren läßt, bis der Nachfolger eingearbeitet ist. Denn es geht

* Dr. F. A. Freundt: Emil Kirdorf. Ein Lebensbild. Essen 1924.

nicht um persönliche Differenzen und Triumphgefühle, sondern um das Werk, dessen Blühen oder Verkümmern untrennbar verbunden ist mit der Beschäftigung oder Arbeitslosigkeit von tausend hundert Arbeitern und Angestellten.

Kurz nach Gründung der Gelsenkirchener beginnt die Krise der Gründerjahre. Von 32 Aktiengesellschaften im Bergbau arbeiten 23 mit Verlust. Die rastlose Tätigkeit Kirdorfs, die ihn Direktor, Buchhalter und Korrespondent gleichzeitig sein und ihn mit einem Prokuristen (der ebenfalls Korrespondent, Registrator und Buchhalter in einer Person ist), einem Kassierer und einem Versandgehilfen auskommen läßt (bei einer allmählich auf 1800 Mann steigenden Belegschaft!), hält die Gelsenkirchener von finanziellen Erschütterungen frei. Aber auch hier machen sich, trotz allem, persönliche Schwierigkeiten breit. Man kontrolliert, man beaufsichtigt, man bevormundet Kirdorf, der, als Mann klarer Entscheidungen, gegen den allmächtigen Grillo es zur Kabinettsfrage kommen läßt und sie, hart an der Absehung vorbeistreifend, zu seinen Gunsten entscheidet.

Die kurz darauf durch die Notlage des Bergbaus bedingten und hervorgerufenen Pläne der Förderkonvention finden Kirdorf als grundsätzlichen Gegner. Ihm erscheint gegenüber der unbegrenzten Förderung und panikartigen Preisunterbietung mit all ihren Folgen von wirtschaftlichen Erschütterungen, Zusammenbrüchen und dadurch bedingten Arbeiterentlassungen von heute auf morgen als das einzig erstrebenswerte Ziel die einheitliche Regelung des Verkaufs.

So „sammelten sich um Kirdorf allmählich immer mehr die Bestrebungen, die auf ein Zusammenarbeiten in den schwierigen Fragen des Bergbaus hindrängten. Kirdorf hatte eine ernste Auffassung von der Solidarität im eigenen Kreise. Jede unberechtigte Hervorhebung des Interesses seiner Gesellschaft streng ablehnend, war er ebenso streng gegen Mangel an Gemeinschaftssinn auf der andern Seite. So bewies er einerseits sein Gefühl für das Maß, andererseits seinen kampfbereiten, geraden Charakter.“

In rastloser zielbewußter Arbeit und unter harten Kämpfen wird von Jahr zu Jahr das Fundament verstärkt und der Boden zu der unbedingt notwendigen Verbreiterung der Grundlage vorbereitet, bis nach Überwindung der Zwischenstationen „Förderkonvention“ und „Verkaufsverein“ im Jahre 1893 die Gründungsversammlung des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats stattfindet. Kirdorf wird zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats und Beirats gewählt.

Die materielle Auswirkung sei in einer Zahlengegenüberstellung ausgedrückt: Der Syndikatsabsatz hebt sich im Verlauf von sieben Jahren (1894 bis 1900) von nicht ganz 16 Millionen Tonnen auf über 36 Millionen Tonnen Kohlen.

Und die moralische Bilanz? Als in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts eine merkliche Belebung der Wirtschaft einsetzt, wird von vielen Seiten die eindringliche Forderung nach einer erheblichen Preiserhöhung laut, die von Kirdorf entschieden bekämpft und zurückgewiesen wird; denn für ihn bedeutet das Syndikat nicht eine wirtschaftliche Machtsstellung, die man, je nach Konjunktur, überspannen

kann, sondern ein Instrument zum Ausgleich von Störungen auf dem Wirtschaftsmarkt.

Man darf — nach allem — eins nicht vergessen: Die Tätigkeit Kirdorfs als Vorsitzender des Aufsichtsrats im Kohlen-Syndikat stellt nur einen Teil seiner Tätigkeit dar. Wenn bisher vorzugsweise von ihr die Rede war, so liegt der Grund hierfür in der Erkenntnis, daß dieser Ausschnitt seines Wirkens stärker als alles andere nach außen sichtbar in die Erscheinung tritt und daher geeignet ist, sowohl die Kritik am Werk auszulösen als auch den Wert und Unwert seines Schöpfers einwandfrei zu beleuchten.

Als im Jahre 1923 die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft ihr fünfzigjähriges Bestehen feierte, war mit dieser für eine Aktiengesellschaft an sich durchaus nicht besonders bemerkenswerten Tatsache ein Begleitumstand verbunden, der größerer Beachtung wert erscheint. Die Leitung der Gesellschaft und damit das Wohl und Wehe aller Mitarbeiter war ein halbes Jahrhundert hindurch bestimmt worden durch den inzwischen ins biblische Alter gekommenen Generaldirektor Emil Kirdorf, der es immer noch an Spannkraft und Arbeitswillen mit den Jüngsten aufnahm.

Der Erfolg dieses rastlosen Arbeitswillens: die mit einer Belegschaft von rund 1000 Arbeitskräften gegründete Gesellschaft weist im Jahre 1913 eine Belegschaftsziffer von über 55 000 (!) Arbeitern und Beamten auf. Und die Kohlenförderung ist im gleichen Zeitraum von 900 Tonnen arbeitsmäßig auf fast 35 000 Tonnen gestiegen.

Ein Schlagwort hat im Laufe des letzten Jahrzehnts ständig an Boden gewonnen: Die Wirtschaft ersticht den Menschen — obwohl in Wahrheit der Mensch den Menschen ersticht, oder, richtiger gesagt, die Vermehrung der Menschheit bei gleichbleibendem Erdrum die Daseinsbedingungen erschwert. Denn diese Vermehrung ist zwingend und notwendig verbunden mit einer Erhöhung der Anforderungen, die an den einzelnen gestellt werden müssen, wenn er sich behaupten will. Man mag die Zeichen der Zeit verstehen und danach handeln, man mag sich damit abfinden oder empört dagegen aufstürmen: an der Tatsache selbst ändert die beziehende, resignierte oder ablehnende Einstellung des einzelnen nicht das geringste. Untrüglicher Maßstab dafür, ob man bereit ist, für sich und die Allgemeinheit die unbedingt notwendige Schlussfolgerung aus dieser an sich beklagenswerten Erscheinung zu ziehen, ist vielmehr, ob man im Kampf ums Dasein die Ellenbogen nicht nur für sich, sondern für jeden Werkverbundenen gebraucht. Mit anderen Worten: ob man in jedem Mitwirkenden nicht nur den Mitarbeiter, sondern auch den Mitmenschen sieht.

Daher erscheint — nicht nur für die Mitarbeiter Kirdorfs, deren Zahl einschließlich der Familienangehörigen der Einwohnerzahl einer deutschen Großstadt entsprach — eine Feststellung notwendig und für das Gesamtbild unerlässlich: seine soziale Fürsorge.

„Soziale Fürsorge.“ Parteien gebrauchen sie als Aushängeschild, Volksbeglucker schreiben sie auf ihre Fahnen, ohne sich über die materiellen Grundlagen und Voraussetzungen den Kopf zu zerbrechen, staatliche Instanzen er-

* Freundt a. a. O.

lassen Bestimmungen, Verordnungen, Gesetze und treiben von der Wirtschaft, ohne Rücksicht auf die Erfüllbarkeit, die hierfür erforderlichen Mittel ein. Kirdorf, der, nach seinen eigenen Worten, „keine Partei weiß, der er aus innerster Überzeugung beitreten kann“, der den Volksbeglückern entgegenhält, daß es „leicht ist, Kritik zu üben und angebliche oder tatsächliche Mißstände hervorzuheben, aber außerordentlich schwer ist, ihnen rechtzeitig vorzubeugen und den Weg zu gehen, der allen Interessen entspricht“, Kirdorf, der vor fast fünfzig Jahren schon dem Handelsminister in seiner offenen Art entgegentritt mit der Erklärung, daß der Wortlaut eines von diesem erlassenen Rundschreibens „offenkundig seine Zweifel über die Vertragstreue der Rechenverwaltungen auszusprechen für nötig findet und Erhebungen anstellen läßt, die sich in ihrem Endziel als solche über die Ehrenhaftigkeit und Fähigkeit der leitenden Personen in den Verwaltungen kennzeichnen“, packt die soziale Fürsorge praktisch an; und zwar zu einer Zeit, als die angeblichen Vorkämpfer kaum mit ihren theoretischen Vorschlägen und Kritiken und Beschuldigungen fertig sind. Schon anfangs der siebziger Jahre, kurz nach ihrer Gründung, errichtet die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft die aus 68 Wohngebäuden bestehende Siedlung Ottilien-Aue, die — vor einem halben Jahrhundert! — auf das Ein- und Zweifamilienhausprinzip abgestellt ist. Und beweist damit am klarsten, daß sie das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht mit der Arbeitsleistung auf der einen und Lohnzahlung auf der anderen Seite erschöpft und ausgeglichen sieht, sondern sich für die innere Zufriedenheit und Verbundenheit aller Werkstätigen verantwortlich fühlt.

Aus den 68 Wohngebäuden der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft wurde in Laufe der Jahrzehnte eine Vielzahl von Siedlungen, die heute, mit ihren über 9000 Wohnungen zusammengefaßt, dem Umfang einer deutschen Mittelstadt entsprechen würde.

Aber der Gedanke der werkbestimmten Wohlfahrtspflege blieb nicht beim Eigenheim stehen, sondern suchte, folgerichtig, immer neue Lücken auszufüllen. Die Erkenntnis der Gefahr einseitiger Ausbildung des werktätigen Nachwuchses führte zur Einrichtung von Werkschulen, die die fachtechnische,

wissenschaftliche und sportliche Durchbildung der Lehrlinge zum Ziel hatten, Haushaltungs- und Kochschulen sorgten dafür, daß die berufstätige weibliche Jugend gerüstet war, falls sie sich ihrem eigentlichen Beruf zuwenden wollte, das Teutoburger-Wald-Erholungsheim gab den Beamten die Möglichkeit, Erholung zu suchen und Kräfte zu neuem Schaffen zu sammeln, die Einrichtung von mehrtägigen Wanderfahrten gab den gewerblichen Lehrlingen Gelegenheit, die Schönheiten ihrer weiteren Heimat bis hinauf zur Nordseeküste und zum deutschen Mittelgebirge kennen und lieben zu lernen. Nur wer die begeisterten Berichte und Schilderungen der Jungens kennt, die plötzlich aus dem „Kohlenpütt“ in Licht und Sonne und Freiheit kommen, weiß, wie tief eine solche Erinnerung haftet.

Nur-Wirtschaftler mögen einwenden, der vorstehende Versuch, in großen Strichen eine Skizze des heute Achtzigjährigen zu entwerfen, hebe allzuwenig den wirtschaftlichen Erfolg hervor und behandle Dividendenzahlen, Aktienkapitalsummen, Förderziffern, Rationalisierungsmaßnahmen allzu stiefmütterlich.

Wer mit der Geschichte des Ruhrbergbaus und seiner bis zur Gründung der Vereinigten Stahlwerke bedeutendsten Gesellschaft, der von Kirdorf geleiteten „Gelsenkirchener“, einigermaßen vertraut ist, wird auf diese Selbstverständlichkeiten gern verzichten.

Das Unterscheidungsmerkmal und das wahrhaft Große an Kirdorf liegt eben nicht im materiellen Erfolg, sondern in der Auffassung seiner selbstgesetzten Aufgabe als Dienst am Ganzen. Nicht das Geschäft, sondern der Beruf, das Zur-Arbeit-sich-innerlich-berufen-und-verpflichtet-Fühlen ist immer und ohne jede Einschränkung für ihn maßgebend gewesen und hat stets die Richtlinien seines furchtlosen Willens bestimmt.

Der Schlusstrich? Ein Wort von Kant: „Handle so, daß die Maxime deines Lebens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!“

Ob man, ohne der Gefahr einer Übertreibung zu nahe zu kommen, die Lebensarbeit Kirdorfs unter diesen Leitstern gestellt ansehen darf? Ich glaube, jeden Tag ohne Ausnahme.



Teutoburger-Wald-Erholungsheim bei Bielefeld,
seit Mai 1926 im Besitz der Vereinigten Stahlwerke.

Deutschland als Glied der Weltwirtschaft.

Von Prof. Dr. E. Schulze,

Direktor des Weltwirtschafts-Instituts der Handelshochschule Leipzig.

II.

Ist Deutschland für die Weltwirtschaft unentbehrlich?

Können wir ohne jeden Zweifel der Weltwirtschaft nicht entraten, so ergibt sich anderseits, sowohl theoretisch wie auf Grund der Erfahrung, daß die Weltwirtschaft ohne Deutschland nicht gedeihen kann.

Setzen wir einmal den Fall, daß eine große Naturkatastrophe die Kornfelder und Gebirgstäler, die Bergwerke und Industrieanlagen, die Städte und Häfen Deutschlands vernichtete, so daß an Stelle des heutigen Deutschen Reiches das Meer seine Wogen rollen ließe. Unsere Feinde haben ja ein solches vollständiges Verschwinden Deutschlands mehr als einmal sehnüchtig herbeigewünscht. Manche von ihnen haben sich eingebildet, sie würden dadurch gewinnen.

Gewiß: einen bösen Konkurrenten würden sie dadurch los. Hätten sie aber wirklich gewonnen oder nicht viel mehr verloren? Der gesamte Weltwirtschaftsverkehr würde einen furchtbaren Stoß erhalten. Den übrigen Völkern würden einerseits die Aufträge und anderseits die Lieferungen Deutschlands fehlen. Hat schon das Erdbeben des Jahres 1923 in Japan, obwohl es nur einen winzigen Teil des dortigen Volksvermögens zerstörte, genügt, der Weltwirtschaft argen Schaden zu tun — wie müßte dann die gänzliche Ausschaltung eines wirtschaftlich so bedeutenden Gebietes wie des Deutschen Reiches auf sie wirken!

Zudem: das Experiment ist tatsächlich unternommen worden. Im Weltkriege und noch monatelang nachher haben unsere Feinde uns einer Blockade unterworfen, die keinem anderen Zwecke diente. Nachdem es ihnen aber tatsächlich gelungen war, Deutschland wirtschaftlich schwer zu schädigen, haben sie samt und sonders seinen wirtschaftlichen Wiederaufbau gewünscht und daran mitgearbeitet. Sicherlich nicht aus gutem Herzen oder um die Schandtaten der Hungerblockade gegen Greise, Frauen und Kinder wiedergutmachen, sondern aus eigenem, wohlervogenem Interesse. Nicht um unserer schönen Augen willen haben sich unsere Feinde um die Stabilisierung der deutschen Währung bemüht, sondern um uns das Dawes-Abkommen auferlegen zu können. Dieses ist ein Ausbeutungsvertrag, der aus uns die höchsten Leistungen herauspressen will, sich aber zu diesem Ziele gar keiner anderen Methode bedienen kann, als den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft zu fördern.

Deutschland ist in der Tat für die Weltwirtschaft unentbehrlich. Man kann es weder als Käufer missen, noch als Verkäufer. Man braucht es als Verwalter von Naturschätzen und als Organisator seiner Heilbäder. Man bedarf der deutschen Technik, der deutschen Ärzte, der deutschen Hygiene. Auch seine Verkehrslage macht es weltwirtschaftlich zu einem bedeutsamen Faktor.

Deutschland als Käufer.

Deutschland bezog 1913 für mehr als je 200 Millionen Mark aus:	Wert in Millionen Mark	in % unserer Gesamteinfuhr
Vereinigte Staaten	1 711	15,9
Rußland	1 424	13,2
Großbritannien	876	8,1
Österreich-Ungarn	828	7,7
Frankreich	583	5,4
Britisch-Indien usw.	542	5,0
Argentinien	495	4,6
Belgien	344	3,2
Niederlande	333	3,1
Italien	318	3,0
Australischer Bund	296	2,8
Brasilien	248	2,3
Niederländisch-Indien usw.	228	2,1
Schweden	224	2,1
Schweiz	213	2,0
	8 663	80,5

Deutschlands Einfuhr aus allen Staaten zusammen betrug 10,770 Millionen Goldmark.

Dagegen bezog Deutschland 1925 für mehr als je 200 Goldmillionen aus:	Wert in Millionen Mark	in % der Gesamteinfuhr
Vereinigte Staaten	2 200	17,7
Großbritannien	947	7,6
Niederlande	745	6,0
Britisch-Indien	640	5,1
Argentinien	634	5,1
Tschechoslowakei	532	4,3
Italien	498	4,0
Polen	428	3,4
Niederländisch-Indien	364	2,9
Belgien	372	3,0
Frankreich (ohne Elsaß-Lothringen)	362	2,9
Schweiz	330	2,7
Dänemark	329	2,6
Australischer Bund	295	2,4
Schweden	286	2,3
China	229	1,8
Rußland	209	1,7
Elsaß-Lothringen	209	1,7
	9 609	67,2

Vor dem Kriege war Deutschland der beste Kunde der Schweiz und Hollands, der zweitbeste Kunde Englands; seine Käufe machten einen bedeutsamen Teil der Handelseinnahmen Hollands, der skandinavischen Länder, der Vereinigten Staaten, Österreich-Ungarns, Russlands usw. aus.

Nach dem Kriege fielen die deutschen Käufe zwar nicht ganz, aber doch zum Teil fort. Trotzdem machte sich dieser

Ausfall so empfindlich geltend, daß er als eine der Hauptursachen der Zerrüttung der Weltwirtschaft zu betrachten ist*.

Als Deutschland im Herbst 1923 die Einfuhrbeschränkung für italienische Südfrüchte aufhob, wurde Italien dadurch von einer Wirtschaftskrise gerettet.

Die Beispiele ließen sich häufen.

Deutschland als Verkäufer.

Auch als Verkäufer kann die Weltwirtschaft Deutschlands nicht entraten. Die Güte der deutschen Waren und ihre Vielseitigkeit haben sich so sieghaft durchgesetzt, daß der Weltmarkt sie nicht missen kann.

Im Kriege und in dem Handelskriege, der ihm folgte, hat sich dies deutlich erwiesen, obwohl eine ganze Reihe deutscher Waren in der Tat durch solche der Feindstaaten oder auch Neutraler verdrängt wurde.

Zunächst noch ein Hinweis darauf, daß Deutschland in der Weltwirtschaft ferner durch seine technischen Leistungen nicht nur einen ehrenvollen Rang einnimmt, sondern auch darin unersetzbar ist. Und zwar gilt dies in doppelter Richtung: einmal hinsichtlich der Genialität deutscher Erfinder, außerdem aber hinsichtlich der über jedes Lob erhabenen Zuverlässigkeit deutscher technischer Arbeit.

Was Deutschland der Welt an Erfindungen geschenkt hat, ist oft hervorgehoben worden. In der Ausführung technischer Arbeiten haben Deutsche sich schon seit Menschenaltern einen glänzenden Ruf errungen. Auch in der Gegenwart wird er sieghaft behauptet. Das riesige Wasserkraftwerk, das sich der junge irische Freistaat am Shannon erbaut — es ist das größte Unternehmen, das in Irland jemals durchgeführt wurde, zugleich eines der größten Wasserkraftwerke der ganzen Welt —, ist einer deutschen Firma, der Siemens-Bauunion, zur Ausführung übertragen worden. Was deutsche Ingenieure im Brückenbau im Auslande geleistet haben, was beispielsweise Roebling in den Vereinigten Staaten an großartigen Brücken errichtet hat, ist bekannt. Der Ruf unbedingter Sachkunde und Zuverlässigkeit, der dem deutschen Techniker im Auslande hohe Anerkennung errungen hat, findet sein Gegenstück in der nicht minder großen Anerkennung deutscher Ärzte.

Auch als Land der Heilbäder ist Deutschland unentbehrlich. Andere Länder mögen reichere Quellen haben — nirgends werden sie besser verwaltet und nutzbar gemacht als bei uns. Auch hier spielt der Ruf der deutschen Ärzte mit,

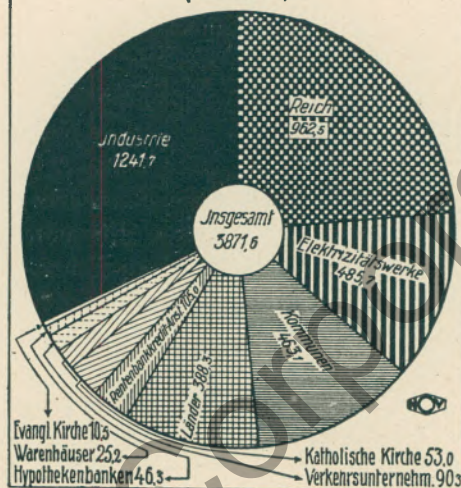
ohne den die besten Heilquellen nicht viel nützen würden. Als Land der Heilbäder ist Deutschland zugleich Fremdenverkehrsland geworden, während es merkwürdigerweise seiner Naturschönheiten wegen sehr viel seltener aufgesucht wird als die Schweiz, Italien oder Frankreich. Die Reisepropaganda, die die Deutsche Reichsbahn letzthin im Auslande begonnen hat, wird dies hoffentlich ändern.

Betrachten wir nunmehr noch die weltwirtschaftliche Eingliederung einerseits der deutschen Industrie, andererseits der deutschen Landwirtschaft.

Wer nimmt in Deutschland Auslandsanleihen auf?

Stand: Ende 1926

(in Millionen RM.)



Deutschlands Anleihen im Ausland Ende 1926.

Ende 1926 beliefen sich die von deutscher öffentlicher und privater Seite im Ausland aufgenommenen Anleihen auf einen Nennwert von insgesamt 3871,6 Millionen Reichsmark, dem Begebungswert nach auf 3644,6 Millionen Reichsmark. Davon sind noch für die Dawesanleihe 85 Millionen Reichsmark und für die übrigen Anleihen etwa 5 % Provision, Kursverluste usw. abzugiehen, so daß nur annähernd 3400 Millionen Reichsmark nach Deutschland geflossen sind, die aber zum Nennwert verzinst und abgetragen werden müssen. Der größte Teil der Anleihen wurde in New York aufgenommen,

Die deutsche Industrie als weltwirtschaftlicher Faktor.

Überraschend schnell hat sich die deutsche Industrie einen Ausfuhrmarkt erobert, der schließlich die ganze Welt umfaßte. Ziemlich genau können wir den Zeitpunkt bestimmen, an dem dies geschah. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Berlin erst 113 Dampfmaschinen mit insgesamt 126 PS, d. h. ungefähr soviel, wie ein halbes Jahrhundert später jedes größere Bergwerk für sich allein verbrauchte. Frankreich und namentlich England waren weit voraus. Die erste Weltausstellung (1851 in London) machte die gewaltige Überlegenheit der englischen Industrie deutlich. Im britischen Parlamente erfolgte um jene Zeit von der Ministerbank die Erklärung, daß die englische Industrie in jeder Woche einen Arbeitstag für die Herstellung von Ausfuhrwaren für Deutschland verbräuche. Es schien, als habe Deutschland keine Aussicht, industriell jemals diesen Riesenvorsprung einzuholen.

Allein es verging kaum mehr als ein Menschenalter, bis dies wirklich eintrat. 1876 noch, auf der Weltausstellung in Philadelphia, konnte der britische Konsul die deutschen Industriewaren als „billig und schlecht“ bezeichnen.

Zehn Jahre später hatte sich das Urteil gewandelt: nun hieß es, sie seien „billig und gut“. Damals sah sich England gezwungen, das Handelsmarkengesetz zu erlassen, das vorschrieb, jede nach Großbritannien eingeführte Ware habe einen deutlichen Ursprungstempel zu tragen. Offenkundig war es gegen Deutschland gerichtet. In Wirklichkeit wurde das „Made in Germany“ aus einem Rainszeichen zum Empfehlungsbrief.

Machtvoll entfaltete sich die deutsche Industriewarenausfuhr. Zumal in den neuen Industriezweigen gelang es Deutschland, an die Spitze zu kommen: so in der chemischen Industrie (zumal in der Herstellung künstlicher Farben und Arzneimittel), in der Elektrotechnik, im Bau von Motoren und anderen Maschinen, endlich in der Flugtechnik.

* Siehe mein Buch: Die Zerrüttung der Weltwirtschaft. 2. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

Wie war dieser staunenswerte Aufstieg möglich?

Wir verdanken ihn nicht einer Gunst unserer Verkehrslage oder der Unterstützung durch einen bedeutenden Kapitalreichtum, auch nicht dem Besitz von abhängigen Gebieten, die wir gezwungen hätten, deutsche Industriewaren zu bevorzugen. Vielmehr ist unsere Verkehrslage weit ungünstiger als diejenige Englands: während dort kein Punkt mehr als 160 km von der Küste entfernt ist, liegen unsere am weitesten entfernten Gebiete 600 km davon ab. Die Zufuhr ausländischer Rohstoffe und der Abtransport der Fertigwaren erfordern daher längere Zeit und höhere Kosten. Zudem liegt unsere Nordsee- und noch mehr die Ostseeküste für den Weltverkehr weit ungünstiger als die Küsten Englands, Frankreichs, Spaniens und Italiens.

Kapital besaßen wir, als die deutsche Industrie sich zu entfalten begann, so gut wie gar nicht. Mussten doch unsere ersten Bergbau- und Industrieunternehmungen nebst Wasser- und Gaswerken mit ausländischem Kapital geschaffen werden. England dagegen hatte, als seine Fabrikindustrie sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu entwickeln begann, den großen Vorteil eines durch Handel und Ausbeutung von Kolonien (zumal Ausraubung Indiens) angesammelten Kapitalreichtums, der die junge Industrie freigebig speisen konnte.

Auch besaßen wir keine abhängigen Fremdgebiete und keine Siedlungskolonien mit nennenswerter Bevölkerungszahl, die wir hätten zum Ankauf deutscher Industriewaren zwingen mögen. Die Wirtschaftspolitik Englands ist ganz andere Bahnen gewandelt. So hat sie die Einfuhr indischer Webwaren nach England verboten, solange die englische Industrie sich unsicher fühlte, dagegen der Einfuhr englischer Webwaren nach Indien willkürlich die Zollfreiheit geschenkt, während alle fremden Webstoffe einem hohen Zoll unterworfen wurden.

Nicht diese Vorteile waren es also, die die deutsche Industrie und ihre Ausfuhr großgemacht haben. Vielmehr liegen die Wurzeln ihrer Kraft in ganz anderer Richtung: sie verdankt alle ihre Erfolge dem Fleiße des deutschen Volkes, seinen organisatorischen Fähigkeiten und der Durchgeistigung seiner Arbeit.

Der Fleiß unseres Volkes ist seine Hauptwaffe in der Weltwirtschaft. Allenfalls mußte man ihn anerkennen. Allerdings macht Fleiß unbeliebt, weil er den trägeren Wettbewerber aus dem Felde schlägt. So hat man es den deutschen Handlungsgehilfen in England schwer verübelt, daß sie am Sonnabendnachmittag noch in ihren Kontoren saßen, während ihre englischen Kollegen Cricket spielten. Die deutsche Industrie hat diesen Fleiß zunächst sicherlich überspannt. Sie hat zu lange Arbeitszeiten verlangt, ist aber schon vor dem Ende des 19. Jahrhunderts zu einer Herabsetzung übermäßiger Arbeitszeiten gelangt, die sie dann durch Rationalisierung ihrer Arbeitsmethoden und durch unaufhörliche technische Fortschritte wettzumachen suchte.

Dieses gewaltige Vorwärtsdrängen unterschied die deutschen Industriellen grundsätzlich etwa von den französischen. In der deutschen Industrie glühte und glüht noch immer der Wille des Prometheus, der das Feuer vom Himmel herunterholen möchte, um es der Menschheit dienstbar zu machen.

Vor dem Kriege galt es in den anderen Ländern als ausgemacht, daß keine Nation fleißiger sei als die deutsche.

Nicht minder beneidete man uns um unsere organisatorischen Fähigkeiten. Selbst in der Organisation der Seeschifffahrt stellten wir alle anderen Völker in den Schatten: die beiden größten Schifffahrtsgesellschaften gehörten vor dem Kriege Deutschland, nicht England. Es gab kaum ein Gebiet des wirtschaftlichen oder sozialen, staatlichen oder wissenschaftlichen Lebens, auf dem Deutschland nicht hervorragende organisatorische Leistungen aufzuweisen gehabt hätte. Unsere Post- und Eisenbahnverwaltung, die Pünktlichkeit und Sicherheit unseres Verkehrs galten als vorbildlich. Auf den internationalen Gewerkschaftskongressen spielten die Deutschen organisatorisch die erste Geige. In der Wissenschaft rangen wir mit wenigen anderen Wettbewerbern um die Palme auch der Organisation. Dem Ausländer, der nach Deutschland kam, fielen die Ordnung und die sichere Zwangsläufigkeit auf, mit der sich alles Leben hier abspielte. Die Buchhandelsorganisation war nirgends so trefflich ausgebildet. Von Leipzig gingen täglich 60 Eisenbahnwagen mit Büchern aus. Wer eines der großen Sportfeste in Deutschland mit ansah, bewunderte auch hier die militärische Ordnung und Sicherheit. Lange Zeit galten auch unsere Schulen als organisatorische Musteranstalten. Erst recht die deutschen Hochschulen sind bis heute vielbewunderte Vorbilder geblieben. Kein anderes Volk hat uns die breit und tief ausladende wissenschaftliche Untermauerung des Massenunterrichts nachzuahmen vermocht. Fast könnte man sagen: Von der Gelehrtenstube, dem Laboratorium und dem Kontor aus haben wir die Welt erobert.

Damit ist die Brücke zu der dritten der großen Kräfte geschlagen, der die deutsche Industrie ihren märchenhaften Aufstieg verdankt, zu der Durchgeistigung unserer Arbeit. Kein Volk hat so wie das deutsche die Wissenschaft zur Nährmutter der Technik gemacht. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch wurden freilich Technik und Wirtschaftsleben von vielen deutschen Gelehrten über die Achsel angesehen. Allmählich aber wuchs diese abweisende Haltung dem Erwachen eines lebhaften Interesses. Und als eine Reihe von Entdeckungen und Erfindungen, die der Naturwissenschaft (insbesondere der angewandten Naturwissenschaft) gelangen, gezeigt hatte, welcher Stolz und welches Glück aus der wissenschaftlichen Entdeckerfreude auch auf diesen Gebieten erwachsen konnten, wandte man sich ihnen mit einer gewissen Vorliebe zu.

Kurz nach der Begründung des neuen Reiches schufen wir ein technisches Hochschulwesen, wie es kein anderes Volk auf der Welt besaß. Die hohe Wertschätzung der Wissenschaft durch die Technik und der Technik durch die Wissenschaft trat darin deutlich zutage. Seit mehr als einem Menschenalter können wir es als einen der bedeutsamsten Wesenszüge Deutschlands betrachten, daß jedes Abirren von dem Wege scharfer begriffsmäßiger Durcharbeitung des Inhalts und der Formen technischer Arbeit als verderblich empfunden wird. Auch in die landwirtschaftliche Technik ist dieser wägende, experimentierende, unablässig fragende und forschende Geist mehr und mehr eingedrungen. (Schluß folgt.)

Großgasversorgung auf Zechenbasis.

Bei dem in den Tageszeitungen jetzt so vielfach besprochenen Projekt der Großgasversorgung Deutschlands handelt es sich, um das vorwegzunehmen, vom technischen Standpunkt aus keineswegs um etwas Neues.

In Amerika kennt man auf Grund des dort häufig vorkommenden Natur- oder Erdgases schon seit langem Ferngasleitungen über ganz gewaltige Strecken, und auch künstlich erzeugtes Gas wird dort schon lange weithin geleitet. — Bei uns in Deutschland ist man erst vor etwa 17 Jahren zur Einrichtung von Ferngasleitungen übergegangen, und zwar ist wohl die bedeutendste Anlage dieser Art im Ruhrgebiet vorhanden, mit der weitaus die meisten Städte des Gebietes selbst sowie seiner näheren Umgebung in einem Radius von 100 Kilometern und einer Rohrnetzlänge von über 500 Kilometern mit Zechengas beliefert werden.

Dem jetzt zur Erörterung stehenden Projekt der Großgasversorgung mit Zechengas liegen also weniger neue technische Gedanken zugrunde, als vielmehr Überlegungen rein wirtschaftlicher Art.

Wir wissen, daß in den Kokereien der Zechen gewaltige Mengen von Gas anfallen, die nur zum geringsten Teil in den schon erwähnten Ferngasleitungen, zum größten Teil im Betrieb der Zechen selbst nützliche Verwendung finden, während nicht unbedeutende Mengen des bei der Verkokung als Nebenprodukt anfallenden Gases zeitweise leider nutzlos, nur um die Verunreinigung der Luft zu vermeiden, in den sogenannten „Gasackeln“ verbrannt werden. — Auf der anderen Seite sehen wir, wie außerhalb des Kohlengebietes großer Bedarf

an Gas vorliegt. Diesen Bedarf zu stillen, hat man dort mit großen Kosten Gasanstalten errichtet; man führt diesen vom Ruhr- und anderen Kohlengebieten durch Bahn und Schiff Kohle zu und erzeugt an Ort und Stelle wieder das selbe Gas, das in den Kokereien als unverwendbar vernichtet werden muß. Jedem Einsichtigen ist es klar, daß dieser Zustand ein volkswirtschaftlicher Unsinn und nicht gutzuheißen-

der Raubbau an unserem Volksvermögen ist. Wenn die Möglichkeit besteht, Gas auf weiteste Entfernungen durch Rohre zu transportieren, so ist es falsch, Gas hier nutzlos zu verbrennen und anderswo mit hohen Kosten künstlich herzustellen; vielmehr müssen Einrichtungen getroffen werden, um das vorhandene überschüssige Gas dort hin leiten zu können, wo Bedarf ist.

Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus kommt zu dieser einfachen Überlegung noch die weitere, daß zur Gasfabrikation in den Kokereien der Zechen Feinkohle in großen Mengen verwandt werden kann, während die Städtegasanstalten in der Hauptsache Wert darauf legen, daß die ihnen

zugehende Förderkohle möglichst wenig Feinkohle und möglichst viel Stückkohle enthält. Feinkohle ist ein Produkt, welches seiner Form wegen im Kohlenhandel schwer unterzubringen ist, während unsere deutsche Stückkohle, ganz besonders die Fettkohle der Ruhr, überall stark gefragt und gern gekauft wird. Wenn wir also den Verbrauch dieses wertvollen Produktes in den Gasanstalten vermeiden, so kommen wir in die Lage, mehr davon auszuführen, und unsere Handelsbilanz festigt sich. — Der Steinkohlenbergbau selbst aber strebt diese Entwicklung



an, weil natürlich der Erfolg, mit möglichst viel Fettkohle auf dem Weltmarkt zu erscheinen, die wirtschaftliche Lage des Bergbaues ebenso günstig beeinflusst, wie auch die weitere Folge, nämlich die bei der Förderung unvermeidlich anfallende Menge Feinkohle wirtschaftlich zu verwerten, eine sichere und ruhigere Entwicklung des Bergbaues herbeiführen muß.

Die Umwälzungen, welche das Großprojekt der Versorgung Deutschlands mit Zechengas im Wirtschaftsleben herbeiführen wird, sind außerordentlich. Wenn Pläne von derartigen Ausmaßen in Deutschland erwogen werden, so ist es selbstverständlich, daß man dabei den Gesichtspunkt nicht außer acht läßt, der für unser deutsches Volk zur Zeit wohl einer der wichtigsten ist: die Arbeitslosenfrage. So fragt man mit Recht: Welche Wirkungen wird die Großgasversorgung auf unseren noch immer so ungünstigen Arbeitsmarkt haben?

Daß bei dem Wort Zechengasversorgung zunächst die städtischen Gasarbeiter aufhören und, wenn sie die Pläne kennenlernen, von der Befürchtung befallen werden, ihr Brot zu verlieren, liegt nahe. So konnte man schon aus diesen Kreisen hören, das Großgasversorgungsprojekt würde sämtliche, etwa 30000 Arbeiter der vielen deutschen Gasanstalten ihrer Existenz berauben. Hier muß man zunächst einmal festhalten, daß doch nicht die Gasversorgung, sondern höchstens die Kleingaserzeugung in Wegfall kommen soll. Es werden also nur diejenigen Arbeiter überflüssig, die in der eigentlichen Erzeugung des Gases arbeiten, während von der gesamten Zahl von 30000 gut die Hälfte mit der Verteilung des Gases, der Kontrolle und Verrechnung des Gasverbrauches beschäftigt ist. — Nun lehrt die Erfahrung, daß auf der Basis von Zechengas-Fernversorgung der Gasverbrauch automatisch gewaltig ansteigt. Dadurch wird die Verteilungs- und Kontrollarbeit bedeutend vermehrt. Man kann also mit Recht voraussetzen, daß ein nicht unwesentlicher Teil der in der Erzeugung entbehrlich werdenden Arbeiter im Verteilungsapparat seinen Platz findet. Soweit man das bisher auf Grund von Erfahrungen, die in Städten gemacht sind, welche seit längerer Zeit Ferngas haben, übersehen kann, dürfte selbst dann, wenn mit einem Schlage die Großgasversorgung durch die Zechen da wäre, und wenn mit einem Schlage sämtliche städtischen Gasanstalten der Stilllegung anheimfielen, die Zahl der arbeitslos werdenden städtischen Gasarbeiter von ganz Deutschland 10000 nicht übersteigen. Demgegenüber rechnet man in orientierten führenden Kreisen des Bergbaues, daß die Großgaserzeugung die Möglichkeit bieten wird, über das Doppelte der eben genannten Zahl allein im Ruhrgebiet nach und nach als Bergarbeiter mehr anlegen zu können, so daß man auf einen arbeitslos gewordenen Gasarbeiter mindestens zwei neu angelegte Bergarbeiter rechnen kann. —

Aber dies sind ja nur die direkten Folgen, die das Großgasprojekt auf den Arbeitsmarkt ausüben wird. Die Großgasversorgung ist eine Rationalisierungsmaßnahme, wie wir sie heute auf fast allen Wirtschaftsgebieten erleben; aber in einem unterscheidet sie sich von den meisten derartigen Maßnahmen, nämlich darin, daß ihre nächsten Folgen nicht den Arbeitsmarkt belasten, sondern im Gegenteil auf ungezählten Gebieten Gelegenheit zu erhöhtem Absatz der Produkte,

d. h. zu vermehrter Arbeit bieten werden. — Die umstehende Karte zeigt nur die Hauptlinien, welche zunächst die Rohrleitungen nehmen sollen. Wer das Ziel der Urheber des Großgasversorgungsplanes kennt, weiß, daß die hier gezeigten Rohrlinien nur den Stamm bilden, von welchem aus ungezählte Äste und Zweige in langjähriger Entwicklung ausschlagen werden, bis endlich ganz Deutschland von einem immer enger werdenden Netz unter sich verbundener Gasrohre überzogen ist. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie groß der Bedarf an Gasrohren zur Durchführung dieses Projektes in den nächsten Jahrzehnten ist. Eine unserer wichtigsten Industrien, die Röhrenindustrie, geht somit einer gewaltigen Arbeitsvermehrung entgegen. Das zu diesen Tausenden von Kilometern an Gasrohren benötigte Eisen wird aus deutschen Erzgruben gewonnen, und so wird den Erzbergwerken Arbeit geboten. Das Verlegen der Rohre in dem geschilderten engen Netz wird eine Arbeit von vielen Jahren sein und wird an unzähligen Stellen des deutschen Vaterlandes Erdarbeiter und Straßenpflasterer in Lohn setzen. Die Rohre werden nach neuestem Verfahren autogen geschweißt. Es wird also auch für den Facharbeiter, die Autogenschweißer, viel zu tun geben. Vorher wurde schon erwähnt, daß bei Ferngasbezug der Gasverbrauch des einzelnen und die Zahl der Gasanschlüsse in den Kommunen erheblich zunimmt, und ferner wird die in der Nähe einer Ortschaft vorbeilaufende Gasrohrlinie auch solchen Orten ohne Kapitalaufwand Möglichkeit zum Gasbezug bieten, deren Bevölkerungszahl bisher die Erbauung einer eigenen Gasanstalt nicht gerechtfertigt hätte. Ungezählte neue Installationen von Gasanschlüssen, neuen Gasapparaten usw. sind erforderlich, und es ist kein phantastischer Überschwang, wenn man voraussetzt, daß sowohl das Installationsgewerbe als auch der Armaturen- und Apparatebau einen heute noch nicht übersehbaren Aufschwung nehmen wird. Dieses beides sind Berufe, die dem ehemaligen Gasarbeiter nicht allzufern liegen, und der beobachtende Volkswirt geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß es vielen der in der Gaserzeugung überflüssig gewordenen Kräfte möglich ist, hier neue Arbeit und neuen Lohn zu finden. — Der Aufschwung im Armaturen- und Apparatebau zieht aber auch eine Belebung des Absatzes in den Selbst- und Eisengießereien nach sich, und auch hier kann man mit Sicherheit die Neueinstellung von Arbeitern voraussetzen. —

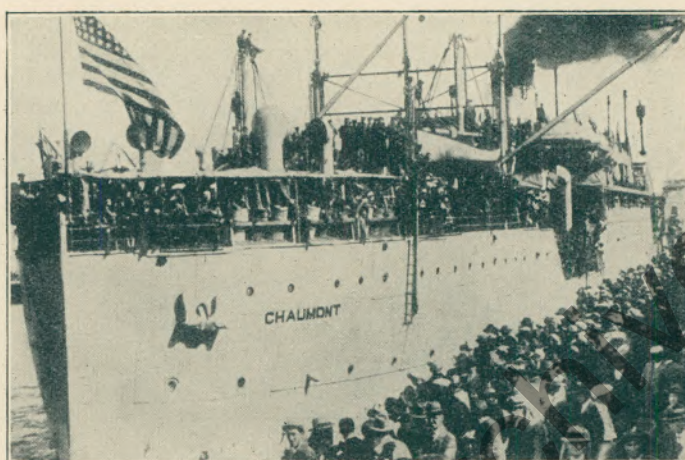
Im Rahmen des heutigen Aufsatzes sehen wir davon ab, die mittelbaren Folgen zu schildern, welche die Tatsache, ihre Feuerungen mit Gas betreiben zu können, für ungezählte andere Gewerbe, z. B. Bäcker, Schmiede, Klempner u. dgl., mit sich bringen wird.

Wenn man also ganz außer acht läßt, daß das Zechengas, von ganz seltenen Ausnahmefällen abgesehen, immer und in allen Orten billiger sein wird, als es möglich ist, Gas in Gasanstalten herzustellen, also davon, daß durch die Großgasversorgung die allgemeine Lebenshaltung verbilligt wird, so wäre gerade das unser Volk so heftig beunruhigende Problem des Arbeitsmarktes nicht nur kein Gegengrund, sondern ein Grund mehr, um der Großgasversorgung baldmöglichste Verwirklichung zu wünschen.



Englische Autopatrouille in den Straßen Hankaus.

(Vgl. auch den folgenden Artikel:
„Hankau, das Nacht- und Handelszentrum Südhinas“.)



Scherl Bilderdienst

Auch Amerika wahrt seine Interessen in China.

Amerikanische Marinetruppen werden im Hafen von San Diego (Kalifornien) nach China eingeschifft.

Chinas Streben nach Unabhängigkeit.

Von Arno Brede, Hannover.

„Die Vorfälle in Schanghai am 30. Mai 1925, die Tötung unbewaffneter chinesischer Demonstranten durch englische Polizei und die Beschiesung der Stadt Wanshien durch englische Kanonenboote, die entsetzliche Verluste an Toten und Verwundeten unter der friedlichen Bevölkerung dieser Stadt zur Folge hatte, haben den Grund zur Trübung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen China und England gelegt. Diese Gewaltakte Englands in China haben in ganz China eine energische Einspruchsbewegung gegen England hervorgerufen, die sich in einem antienglischen Boykott auswirkte und schließlich die Engländer zur Aufgabe ihrer Niederlassung in der wichtigsten Yangtseestadt, Hankau, nötigte. Die englische Expedition nach China ist angeblich entsandt worden, um Leben und Eigentum der Engländer in China zu schützen. Nachdem aber maßgebende chinesische Stellen erklärt haben, daß sie mit ihrer Truppen- und Polizeimacht in der Lage wären, den Schutz britischen Eigentums und Lebens zu gewährleisten, und nachdem die britische Regierung die auf dem Wege nach China befindlichen Streitkräfte nicht zurückgerufen hat, dürfte es auf der Hand liegen, daß England weitere Ziele verfolgt: gewaltsame Aufrechterhaltung und Verewigung der alten, für China untragbaren Verträge. Diese wurden vor vielen Jahrzehnten der kaiserlichen Regierung aufgezwungen und haben heute, dem modernen China gegenüber, keine Daseinsberechtigung mehr. Sie sind ein Hemmnis für die glückliche Weiterentwicklung des Landes und bilden für jede Regierung in China eine Gefahr für ihre Festigkeit. Nicht um scheinbarer wirtschaftlicher Vorteile willen können die Mächte China, dem Mitglied des Völkerbundes, gegenüber heute noch auftreten wie vor Jahrzehnten. In den letzten Jahren haben europäische Mächte durch Verträge mit China auf der Grundlage der Gerechtigkeit und Gegenseitigkeit den Weg gewiesen, der in den Beziehungen zu China beschritten werden muß, und haben es nicht zu bereuen gehabt. Mögen die andern Mächte, die heute noch glauben, die alten ungerechten Verträge um jeden Preis aufrechterhalten zu müssen, dem Beispiel folgen, zu ihrem eignen Besten.“

Der chinesische Minister des Äußern, Wellington Ku, hat kürzlich im Namen der Peking Regierung bei der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika den Antrag gestellt, Verhandlungen über neue Verträge einzuleiten. Auf dem Verhandlungswege läßt sich viel erreichen, bewaffnetes Eingreifen aber ist geeignet, alle Brücken abzubauen. Die Zeiten sind vorüber, da fremde Truppen China gefügig machten, die nationale Freiheitsbewegung eines 400-Millionen-Volkes ist ein ungeheurer Machtfaktor. China wünscht Ruhe, Frieden und Zusammenarbeit mit dem Ausland zu seinem Besten und dem der fremden Mächte. China darf als altes Kulturland auf keinen Fall als Gebiet betrachtet werden, in dem man nach Belieben schalten und handeln darf. Meine Heimat will, wie mit den andern fremden Mächten, auch mit England freundschaftliche Beziehungen pflegen auf der Grundlage der Gegenseitigkeit und Gerechtigkeit. Sollten aber Verhandlungen in diesem Sinne mit England zu keinem Ergebnis führen und die Ereignisse Verwicklungen nach sich ziehen, so trafe nicht China, sondern England die volle Verantwortung.“

(Aus einer Erklärung des chinesischen Geschäftsträgers in Berlin.)

Man muß bei genauer Betrachtung der Verhältnisse die innere Zersplitterung in China als Nebenerscheinung betrachten gegenüber dem Kampfe Chinas um die Befreiung von unerträglicher Vorherrschaft verschiedener Großmächte. Handel und Industrie haben in den letzten Jahren eine beträchtliche Entwicklung gezeigt. Es ist daher ganz erklärlich, daß China gegen die im eigenen Lande vorherrschende geringe Zollbelastung ausländischer Industrieerzeugnisse angeht, besonders, da die chinesischen Waren im Auslande allgemein auf hohe Schutz- oder gar Abwehrzölle stoßen. Lieferer Grund für die augenblickliche Bewegung ist einzig und allein das Interesse Chinas — seitens der Wirtschaft aus Konkurrenzrücksichten, seitens der Regierung aus finanziellen Motiven heraus — an einer Zollautonomie, mit anderen Worten: der Wunsch nach Selbständigkeit und Handlungsfreiheit in der Zollpolitik.

In den Jahren nach dem Weltkriege verlangte China 1922 auf der Washingtoner Abrüstungskonferenz eine Befreiung

von dem Drucke der erzwungenen ausländischen Vorrechte. Die Vertreter des Landes brachten dabei zur Geltung, daß die bisherige Regelung im Widerspruch zu den Grundsätzen der Gleichheit und Gegenseitigkeit stehe. Die Einfuhr nach China werde nur bis zu 5% belastet, während die ausgeführten Waren, wie eingangs betont, auf beträchtliche Zollschwierigkeiten stoßen. England erhebt einen Zoll in Höhe von 30% auf chinesische Rohseide, die Vereinigten Staaten einen solchen bei der Einfuhr von verarbeiteter chinesischer Seide von 30 bis 60%. Es liege auf der Hand, daß die chinesische Wirtschaft dadurch erheblich beeinträchtigt werde. Die Zölle seien eine der Haupteinnahmequellen der nach neuzeitlichem Muster arbeitenden Staaten. Das bewiesen die Einkünfte der Regierungen. In Großbritannien seien z. B. 12%, in Frankreich 15% und in den Vereinigten Staaten 35% aller Staatseinnahmen Einkünfte aus Zöllen. Der chinesische Staat dagegen habe seit rund 100 Jahren nur ganz wenig Einnahmen aus den Zöllen gehabt.

Auf der Washingtoner Konferenz wurde beschlossen, sich mit der Frage der Herbeiführung der chinesischen Zollautonomie zu befassen. Durch die Haltung Frankreichs, das die endgültige Regelung dieses Passus, überhaupt die Ratifikation der Washingtoner Verträge zu verschleppen mußte, konnte die Beratung über die Zollfrage jedoch erst Ende 1925 in Peking stattfinden. Man einigte sich jedoch dahin, China ab 1. Januar 1929 unbeschränkte Tarifhoheit zuzubilligen, wenn es bis dahin den „Likin“, einen Binnenzoll, der für fremde Erzeugnisse auf dem Wege in das Innere des Landes in jeder neuen Provinz erhoben wird, abschaffte.

Der in der Abrüstungskonferenz in den Vordergrund gerückte Grund: Erhöhung der Staatseinnahmen durch Erhöhung der Zollsätze war jedoch keineswegs ausschlaggebend für die Haltung Chinas in der Zollfrage. Bestimmend für die Forderung war vor allem die bereits eingangs erwähnte Entwicklung der einheimischen Industrie, die immer mehr die Einführung der Zollhoheit erforderte.

Wenngleich durch strenge Kontrolle der Seezölle die Produktion im allgemeinen in ihrer freien Entfaltung gehindert wird, so versteht China sich doch unabhängig von der Einfuhr einfacher Baumwollstoffe (Schirting, Cheeting, Drelle usw.) zu machen. Diese betrug in tausend Stück:

	1913	1919	1920	1922	1923	1924
England	11705	4592	5784	1958	1493	1293
Vereinigte Staaten	2281	632	563	381	18	44
Japan	5716	8898	7035	6497	5419	5706
Anderer Länder	19	—	54	keine Angaben		

Man ersieht aus dieser Aufstellung deutlich die Auswirkung der Entwicklung der chinesischen Textilindustrie auf die Einfuhr fremder, insbesondere englischer Baumwollstoffe, die bei England innerhalb eines Jahrzehnts einen Rückgang bis auf ein Zehntel der 1913 eingeführten Menge beträgt. Dazu kommt, daß China ständig steigende Quanten seiner Erzeugnisse nach Hongkong, Südafrika und den Balkanstaaten, hier besonders nach der Türkei, exportiert. Die Anzahl der Baumwollspindeln stieg 1924 gegen 1923 um 25%. In China besaßen England 255284, Japan über 904865, das Land selbst aber 2003863 Spindeln. Ausgeführt wurden vornehmlich Sheetings, 1923 626000 Stück, 1924 1344000 Stück. Das bedeutet neben einer Verdopplung innerhalb Jahresfrist gleichzeitig ein Übertreffen der

englischen Einfuhr. Die rationelle Auswertung des Kapitals im eigenen Lande hat es ermöglicht, daß China die rein kapitalistische Ausbeutung des Landes durch fremde Mächte in den Hintergrund gedrängt hat, obgleich die vorhandenen industriellen Kräfte durch diese fremden Mächte immer noch erheblich niedergedrückt werden, was aus der Passivität der Handelsbilanz ersichtlich ist.

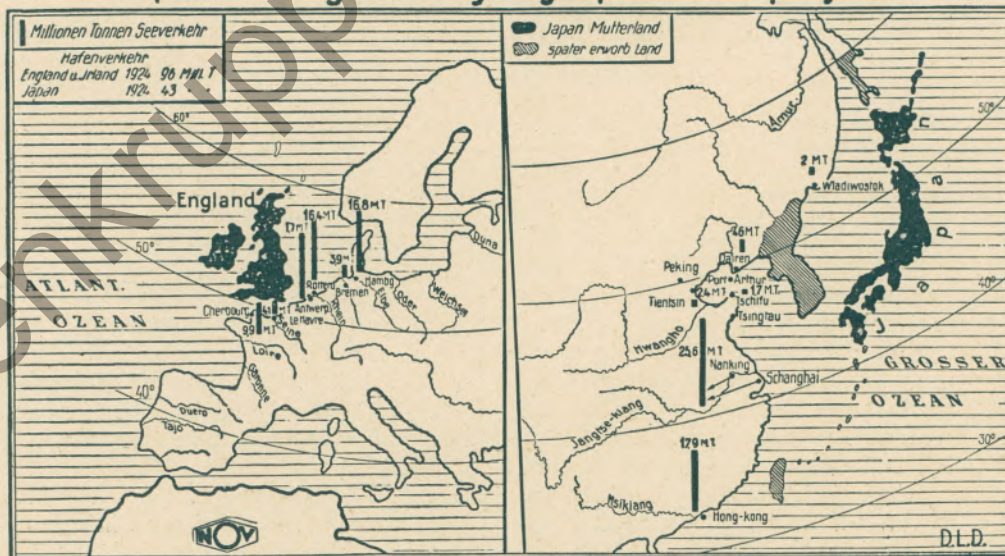
J. R. Eldridge, der Leiter der fernöstlichen Abteilung im Handelsdepartement der Washingtoner Konferenz, bringt in einem Aufsatz, den die amtlichen „Commerce Reports“ vom 30. November 1925 veröffentlichen, folgende interessanten Ausführungen: „Das Verlangen nach Tarifautonomie war nur ein bezeichnendes Merkmal für die wirtschaftlichen Gründe, die der gegenwärtigen nationalistischen Bewegung zugrunde liegen. Die wachsende Opposition gegen fremde Anleihen und Konzessionen und das Verlangen nach Gleichstellung in der Besteuerung fremden und einheimischen Besitztums sind andere Merkmale. Es scheint in der Tat, daß die Ära der fremden Durchdringung beendet ist und die Ära intensiver Eigenentwicklung begonnen hat.“

Eldridge glaubt, daß durch die Herstellung der Tarifautonomie die Baumwollindustrie eine starke Belebung erfahren könne.

„Wenn wir erwägen, daß im Jahre 1925 die Textilwaren 25% der gesamten chinesischen Einfuhr ausmachen, daß genügend geeignetes Land für Baumwollpflanzungen vorhanden ist und genügend einheimische Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, um jede Nachfrage industrieller Betriebe zu decken, so müssen wir erkennen, wie wichtig die Frage des Schutzes für die innere Ökonomie des Landes ist. Das Recht, Zölle zu erheben, die hoch genug wären, um die natürlichen Vorrechte der entwickelten Industrien Japans und Großbritanniens zu überwinden, wird einen Aufbau der einheimischen Industrie auf Kosten des Einfuhrhandels bedeuten.“

Gerade die chinesische Textilindustrie empfindet den Mangel an Schutzzöllen um so empfindlicher, da mit dem Einsetzen des „Jen“ Japan ein Dumping auf dem Märkte Chinas hat einführen können. In diesem Zusammenhange ist es bemerkenswert, daß selbst Japan der nach Zollhoheit strebenden Bewegung Chinas nicht offen entgegenzutreten mag, obgleich es durch die Einführung chinesischer Prohibitivzollpolitik materiell erheblich geschädigt würde. Japan hat sich damit abgefunden; es be-

Japan - Englands geographisches Spiegelbild.



Obige Zeichnung zeigt die auffallende geopolitische Gleichartigkeit der beiden Inselländer England und Japan. Beide Länder sind einem Kontinent vorgelagert an einem Punkt, der fast das Herzstück dieses Festlandblocks darstellt. Während Japan sich vor die offene Flanke der großen chinesischen Ebene schiebt, da, wo die Riesenströme des Liaho-Hoangho und des Yangtseliang münden, blockiert England die offene Flanke Europas da, wo die Wasserstraßen der Elbe, des Rheins und der Seine, die Nordseebuch und die Ostsee zusammenfallen. Die Zeichnung ist der mit 45 weiteren kartographischen und graphisch-statistischen Darstellungen illustrierten „Einführung in die Politik“ von Dr. Wilhelm Ziegler (Zentralverlag G. m. b. H., Berlin W 35) entnommen.

trachtet die Autonomie Chinas bereits als unabänderliche Tatsache. Das beweist zur Genüge das angestrenzte japanische Finanzmanöver, möglichst viele chinesische Baumwollspinnereibetriebe in die Hand zu bekommen, um damit später einmal eine zollpolitische Bevorzugung auf Kosten europäischer und amerikanischer Ausfuhrländer zu erhalten.

Auf japanischer Seite ist bereits das Bedürfnis, auf das chinesische Volksempfinden Rücksicht zu nehmen, so stark, daß, wie die Londoner „Times“ melden, japanische Kaufleute 8000 Pfund Sterling (160 000 RM.) zugunsten der Kantoner Boykottbewegung gegen Hongkong opferten, um einen neuen Boykott gegen japanische Waren, der wegen der jüngsten Vorgänge in der Mandchurei auszubrechen drohte, abzuwenden.

Die sowjetrussische Unterstützung aller chinesischen Unabhängigkeitsbestrebungen, soweit sie sich gegen die „imperialistischen“ Mächte richten, versteht sich von selbst. Aber auch die Amerikaner können, wie Eldridge in den „Commerce Reports“ betont, die Entwicklung zur Zollautonomie in China nur begrüßen. Mit ihr würde zweifellos eine größere Nachfrage aus China für amerikanische Waren entstehen, während der Rückgang der Einfuhr von Stückgütern die Interessen der Union kaum berühren würde.



Das Benedig des Ostens.
Hongkong, Leben auf dem Kanton-Kanal.

Deutschland und andere europäische Kontinentalländer mögen durch die chinesischen Absatzverhältnisse nach Herstellung der Zollautonomie weniger begünstigt sein als die Union, aber auch ihre Ausfuhrinteressen würden von einer chinesischen Schutz-zollpolitik wenig beeinträchtigt. Im besonderen würde Deutschlands Monopolstellung in chemischen Erzeugnissen usw. nicht beeinflusst.

So bleibt nur England übrig als diejenige fremde Macht, deren Interessen in

China wie in Asien überhaupt durch die innerpolitische Entwicklung Chinas am stärksten bedroht sind, die daher noch schwankt, ob sie endgültig gute Miene zum bösen Spiel machen oder weiter auf irgendwelche neue Verwicklungen lauern soll, die es ihr erleichtern würden, ihr schwindendes Handelsglück mit politischen Mitteln zu verbessern. In der Tat: nur wenn China über kurz oder lang zum Kriegsschauplatz für die Streitigkeiten anderer großer Mächte gemacht würde — in verschleierte Form bedeuten die Bürgerkriege schon Ansätze dazu —, könnte verhindert werden, daß in absehbarer Zeit irgendeine chinesische Regierung es wagen darf, über alle etwaigen Proteste fremder Mächte einfach zur Tagesordnung zu schreiten und die Zollautonomie aus eigener Machtvollkommenheit in Anspruch zu nehmen.



Hankau, das Macht- und Handelszentrum Südchinas.



Geschäftsstraße in Hankau.

Aus meinem chinesischen Tagebuch (1914).

Von Korvettenkapitän F. Matthias.

Auf der Fahrt nach Hankau hatten wir Gelegenheit, den mächtigen Unterlauf des Jangtsekiang kennen zu lernen. Die Uferländereien sind weit ausgedehnte Ebenen, mitunter hügelig, reich an Ackerbau, doch ohne Wald. Mit großer Gewalt, doch ohne erhebliche Gefälle, drängen sich die Wassermassen ähnlich wie bei der Elbmündung durch das flache Land, dessen Erdreich an den Ufern

unterspült und mitgerissen wird. An vielen Stellen bildet der Fluß mehrere Arme; es kommt vor, daß er über die Ufer tritt, das Land überschwemmt und sein Bett plötzlich verändert, wodurch Menschen und Vieh gefährdet werden. Das Festkommen von Dampfern ist keine seltene Erscheinung, namentlich im Sommer, wenn der Fluß so hoch steigt, daß die Ufer unter der Wasseroberfläche liegen und die Spur des eigentlichen Flußbettes durch die Überschwemmungen unkenntlich wird. Ein regelrechtes Strombauamt ist nicht vorhanden, die chinesische Seezollverwaltung tut zwar zur Regelung der Stromschiffahrt alles Mögliche, doch reichen ihre Mittel bei weitem nicht aus, um die Navigation sicherzustellen.

Ein eigenartiges Schauspiel boten die großen Holzflöße, die mitunter den Fluß heruntergetrieben kamen. Schon von

weitem machten sie sich durch dumpfen Trommelwirbel bemerkbar. In den Gegenden des Giang- und Juangflusses entstehend, erhalten sie unterwegs dauernd Zuwachs durch Laubholz und Bambus und erreichen am Luntlingsee ihren größten Umfang. Wie in einem schwimmenden Dorfe spielt sich das Leben auf dem Floße ab, das einem Häuptling untersteht. Ein besonderes Steuerfloß, von einer Anzahl Kulis unter lautem Geschrei gerudert, steht mit dem Hauptfloß durch Hanfseilen in Verbindung und hält dieses dauernd auf dem richtigen Kurse. Geschickt verstehen die Flößer bei Biegungen des Flusses und beim Ausweichen zu manövrieren. Trotzdem ist es bei den unberechenbaren Stromstrudeln manchmal unmöglich, besonders bei plötzlichen Begegnungen mit Schiffen, das Hauptfloß zur Seite zu bringen. Einmal sah ich, wie solch ein Floß auf einen zu Anker liegenden Seedampfer trieb. Dieser ließ alle Ladedschunten treiben, steckte Kette und ging mit den Maschinen zurück. Ein furchtbares Geschrei nach echter Chinesenart hüben und drüben; doch alles half nichts. Donnernd prasselte das schwere Floß auf den Bug des Dampfers und nahm ihn mit sich stromabwärts.

Am Zusammenfluß von Hanfluß und Yangtse gelegen, wohin im Sommer zur Zeit des Hochwassers die großen Ozeandampfer* und das ganze Jahr hindurch die besonders für den Fluß gebauten großen Flußdampfer fahren können, hat sich Hankau verhältnismäßig schnell zu einer bedeutenden Handelsstadt entwickelt. Schon früh legten die Fremden Wert darauf, sich hier niederzulassen. Ursprünglich waren es englische und russische Kaufleute, die, durch den Teehandel angelockt, die ersten Geschäftsniederlassungen gründeten. Im Laufe der Zeit hat sich Hankau zu einem Hauptausfuhrhafen für Tee entwickelt. Ein reges und buntes Treiben spielt sich hier im Mai und Juni ab, wenn die von unzähligen Dschunken herangebrachten bunten Teekisten über die große Uferstraße Hankaus, den Bund, getragen werden. Gewaltige Teefabriken in russischem Besitz geben der englischen und russischen Konzession ein fast industrielles Gepräge. In diesen Fabriken werden die minderwertigen Teesorten zu dem berühmten Ziegeltee gepreßt, der besonders in Sibirien sehr geschätzt wird. Deutsche Firmen sind fast kaum am Teehandel Hankaus beteiligt, erst neuerdings haben Bremer

und Hamburger angefangen, ihren Tee selbst aufzukaufen, statt wie bisher durch Vermittlung englischer Geschäftshäuser.

Die Deutschen (etwa 300) besitzen in Hankau ebenso wie die Engländer, Russen, Franzosen und Japaner eigene staatliche Niederlassungen, die englische wurde als erste in den sechziger Jahren gegründet. Diese Niederlassungen sind keine Pachtgebiete wie Kiautschou, Weihaiwei und z. B. Port Arthur. Die Fremden haben lediglich innerhalb der ihnen zugewiesenen Niederlassungen Exterritorialitätsrechte, sie unterstehen für ihre Person dem eigenen Konsulargericht, das mit einem weitgehenden Polizeiberordnungsweisen ausgestattet ist. Die Gemeindeverfassungen der einzelnen Konzessionen haben nicht wie gewöhnlich auch die Gebietshoheit zu beanspruchen, sie üben lediglich Rechtsbefugnisse auf Fremde (Nichtchinesen) aus, die in den einzelnen Niederlassungen als Personalverbände nach Nationalitäten gegliedert sind. Die Völkerrechtspraxis hat ergeben, daß auch zur Zeit des Krieges, so lange China neutral blieb, diese Zustände der vier beteiligten Mächte untereinander unangestastet blieben. Die Niederlassungen konnten von keiner feindlichen Macht besetzt oder ihre Inassen vertrieben werden, da sie als chinesisches Staatsgebiet respektiert werden mußten. Die Souveränität Chinas den Niederlassungen gegenüber kommt in den jährlichen Zahlungen einer, wenn auch nur sehr geringen, Grundsteuer zum Ausdruck.

Die deutsche Niederlassung hat einen Gemeinderat, der jährlich von den Steuerzahlern gewählt wird. Ihm liegt die Polizei ob und die Regelung der Steuern, die als Grundsteuern, Rajen und Abgabengebühr auf aus- und eingehende Waren erhoben werden, dann die Baupolizei, die Beleuchtung der Niederlassung durch ein eigenes Elektrizitätswerk, das Feuerlöschwesen, die Straßenreinigung usw. Die deutsche Gemeinde besitzt ein städtisches Rathaus, in der die Polizei und das Sekretariat der Gemeinde

untergebracht sind. Das Polizeiwesen liegt in den Händen von zwei deutschen Beamten, denen ein Trupp von etwa 20 indischen und 60 chinesischen Polizisten untersteht.

Den militärischen Schutz durch die einzelnen Nationen besorgen in erster Linie die Kriegsschiffe, welche auf dem Flusse, dicht beim Ufer, vor ihren „Konzessionen“ vor Anker liegen.

Mit Stolz sei es gesagt, daß die Deutschen durch ihre Betriebsamkeit den größten Teil des Ausfuhrgeschäftes in



In letzter Zeit sind in der Welt drei neue wichtige Hauptstädte entstanden. Die Kantonesen haben die drei Städte Watschang, Hankau und Hanhang unter dem Namen Wuhan zur Hauptstadt Südchinas erklärt, die auch nach einer etwaigen Vereinigung mit dem Norden die Hauptstadt Chinas bleiben soll. Man behauptet, daß diese Riesenstadt in noch nicht 50 Jahren die größte Stadt der Welt sein wird. Australien eröffnet demnächst in Anwesenheit des Herzogs von York, des zweiten englischen Königssohnes, in der 1913 gegründeten, ganz neu erschaffenen Hauptstadt Canberra das Parlamentsgebäude. 1924 hatte Canberra 3700 Einwohner, heute, nachdem die Übersiedlung der Regierungstellen in vollem Gang ist, wahrscheinlich schon einige Zehntausend Einwohner. Am 18. Januar hat der Vizekönig von Indien das Parlamentsgebäude der neuen indischen Hauptstadt Neu-Delhi eingeweiht, die im Süden der altindischen Hauptstadt Delhi in den letzten 15 Jahren ebenfalls vollkommen neu erbaut wurde.

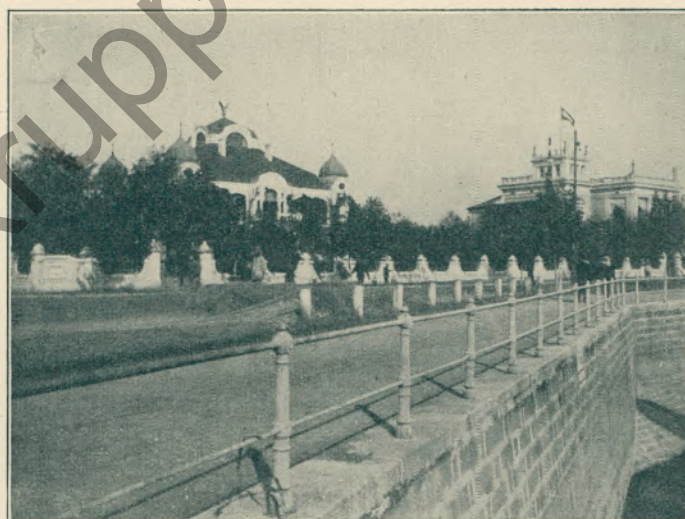
* Die Entfernung Hankaus von der Mündung des Yangtsekiang beträgt rund 750 Kilometer, entspricht also ungefähr der Luftlinie Hamburg-Wien.

Hankau an sich gerissen haben. Die deutsche Niederlassung hat vor den anderen den Vorzug, ein Verbindungsgleis zu besitzen, so daß die aus der nördlich gelegenen reichen Provinz Hünan von der Peking—Hankau-Bahn herangebrachten Güter, unter denen besonders Sesamsaat und Bohnen hervorzuheben sind, ohne Umladung in die geräumigen Speicher unserer Landsleute ausgeladen werden können, um dort gereinigt und dann verschifft zu werden. Außerst interessant ist es, wenn auch nicht gerade für den Geruchssinn angenehm, die gewaltigen Häutelager unserer deutschen Firmen zu besuchen. Hier sieht man Chinesen beim Aufstapeln der aus weiter Ferne stammenden Büffelhäute, die unter Leitung deutscher Sachverständiger untersucht und zubereitet werden, um dann, zu gewaltigen Ballen gepreßt, ihren Weg nach Hause zu finden. Holzöl liefert die weite Umgebung von Hankau in großen Mengen, dazu tierische und Pflanzentalgarten, und neuerdings widmen sich die deutschen Firmen auch der Ausfuhr von präpariertem Eigelb mit großem Erfolg. Die Hankau gegenüber auf der anderen Seite des Flusses gelegene Erzwäscherei der Herren Karlowitz & Co. ist eine Sehenswürdigkeit.

Die stattlichen Frachtdampfer der Hamburg-Amerika-Linie von Rickmers und neuerdings des Norddeutschen Lloyd bilden den Neid anderer Nationen. Sie nehmen von einem Jahr zum anderen steigenden Anteil an der direkten Ausfuhr nach Europa, so daß verschiedene englische Linien ihre Fahrten nach Hankau haben aufgeben müssen. Haben die Deutschen so in ihrem direkt nach Europa fahrenden Frachtdampferverkehr große Erfolge erzielt, so kann das leider nicht von dem Flußdampferdienst gesagt werden, der überwiegend in englischen und japanischen Händen liegt, sowohl was den Verkehr flussabwärts nach Schanghai, wie auch aufwärts nach Tschangsha, der aufstrebenden Hauptstadt Hünans, und nach Tschang anbelangt.



Sampans mit Händlern.



Deutsches Konsulat und Deutsch-Ostasiatische Bank in Hankau.

Der Pegel des Jangtse ändert sich, wie schon gesagt, dauernd, im Winter hat er seinen tiefsten Stand, und im Sommer, wenn der Schnee auf den Hochgebirgen des westlichen Chinas schmilzt, steigt er um 35 bis 40 Fuß. Aus diesem Grunde können die Dampfer nicht unmittelbar am Ufer

anlegen, sondern an großen Hulks, die durch lange Stege mit dem Lande verbunden sind und teilweise gleichzeitig als Speicher dienen; die Hulks sind so gebaut, daß sie je nach dem Wasserstand verschoben werden können. Mechanische Hilfskräfte oder Maschinenkräfte zum Beladen der Dampfer wie in unseren Handelshäfen gibt es hier nicht, alles wird durch Menschenhand bewerkstelligt. Unter lautem eintönigen „Ho-ho“-Gesang werden die Güter, oft recht bedeutenden Umfanges, mit Hilfe einfacher Bambusstäbe über die

große Uferstraße, die gleichzeitig die große Hauptstraße aller Konzessionen ist, auf die Hulks und die Schiffe getragen. Überraschend wirkt das Bild auf den Neuling. Tausende und aber Tausende von chinesischen Kulis, deren Lieblingsgenuß Knoblauch zu sein scheint, bewegen sich lastentragend hin und her, um den nach unseren Begriffen recht bescheidenen Arbeitslohn von 240 Käs (40 Pfg.) täglich zu verdienen, den allerdings keine Invaliden- oder Krankenrente kürzt. Gar leicht macht der Spaziergänger, der achtlos auf dem Bund lustwandelt, um das fesselnde Schauspiel des von Schuten und Dschunken wimmelnden Flusses zu beobachten, die Bekanntschaft eines Gesamballens oder einer der vielen Teekisten. Er wird daran gemahnt, daß hier der Handel herrscht und daß zum Spazierengehen erst der Abend gewählt werden sollte. Sind jedoch unsere großen Frachtdampfer da, so gebietet ihre knapp bemessene Liegezeit, daß auch die Nächte hindurch der Bund dem Kuli gehört; ja sogar das Auto, das in Hankau in verschiedenen Exemplaren vorhanden ist, kann dann seinen Weg kaum noch über die Uferstraße nehmen und muß dem Kuli das Feld räumen.

Die Pforte zum Pazifik.

Der Panamakanal und die Interessen der Union in Mittelamerika.

Man kann die Wirren in Mittelamerika nur unvollkommen verstehen, wenn man sie rein innerpolitisch zu erklären versucht, d. h. in diesem besonderen Falle die revolutionäre Bewegung in Nicaragua lediglich aus dem politischen Tageskampf dieses Landes deutet. Der ungleich wichtigere Neben- oder Hauptspieler sitzt in Washington, und es sind lediglich einige wenige der vielverschlungenen Fäden, die dem Zeitungsleser sichtbar werden und die er auf seine Weise sich zu entwirren sucht. Schon seit längerer Zeit hat die Union versucht, in Mittelamerika Fuß zu fassen, und die Geschichte des Panamakanals ist nichts anderes als die systematische Arbeit an der Erreichung dieses Ziels. Der Wert des Kanals für die Handelschiffahrt ist ungeheuer, aber es ist trotzdem fraglich, ob Nordamerika jemals dieses kostspielige Projekt verwirklicht hätte, wenn ihm nicht ein gewaltiger strategischer Vorteil dadurch geboten würde: die in kurzem durch ihn herzustellende Vereinigung der beiden im Atlantik und Pazifik stationierten Flottenhälfen. Neben dem Panamakanal war von vornherein geplant der Bau des sogenannten Nicaraguafanals. Die Union hat es beizeiten verstanden, sich die hierfür wichtigen Durchgangslänge für wenig Geld zu sichern. Wie sie Panama faktisch beherrscht, obgleich die Republik staatsrechtlich ein eigenes Dasein fristet, so hat sie auch Nicaragua unter ihren Einfluß zu bringen verstanden, und die jetzt ausgebrochenen Unruhen haben nun aller Welt vor Augen geführt, was hinter den Kulissen schon immer offenkundig gewesen war.

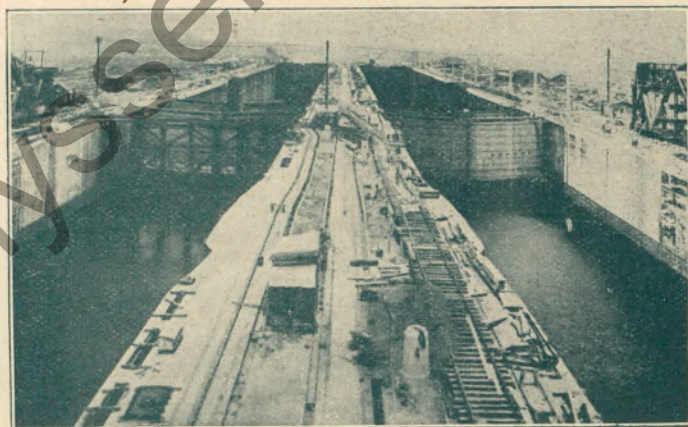
Einen viel ernsteren Hintergrund dagegen hat die Spannung zwischen der Union und Mexiko. Ihr liegt eine Jahrzehnte alte Rivalität zugrunde, die letzten Endes in dem großen Gegensatz Lateinamerika-Angelsachsentum begründet liegt. Es ist in diesem Zusammenhang interessant

zu beobachten, wie die Pansüdamerikabestrebung zur Stützung der mexikanischen Position den Konflikt weit über den Einzelfall hinaus hob und die Gelegenheit zur Klärung der prinzipiellen Frage benutzte, wie man seitens der spanischen Länder des amerikanischen Kontinents dem nordamerikanischen, d. h. also angelsächsischen Imperialismus am besten begegnen könnte. Hier liegen die wahren Beweggründe, die den Fall Nicaragua zu einem Weltproblem machen, die blitzartig die Situation beleuchten, und es verständlich machen, daß Nordamerika zur Stärkung seiner Stellung trotz aller Friedensschirme seine Hand auf Mittelamerika hält — nicht um der friedlichen Handelschiffahrt aller Länder den Weg nach dem Westen des Kontinents zu erleichtern, sondern um es für seine imperialistischen und, wenn es sein muß, kriegerischen Pläne als Flottenbasis benutzen zu können. So wurden für den Bau des Panamakanals keine Kosten gescheut, so wurde mit großartiger Konsequenz an die hygienische Säuberung der Kanalzone gegangen und so wurde, in Vorausahnung zukünftiger Entwicklung, auch das Gebiet des geplanten Nicaraguafanals für alle Fälle erworben, um allen Möglichkeiten gewachsen zu sein.

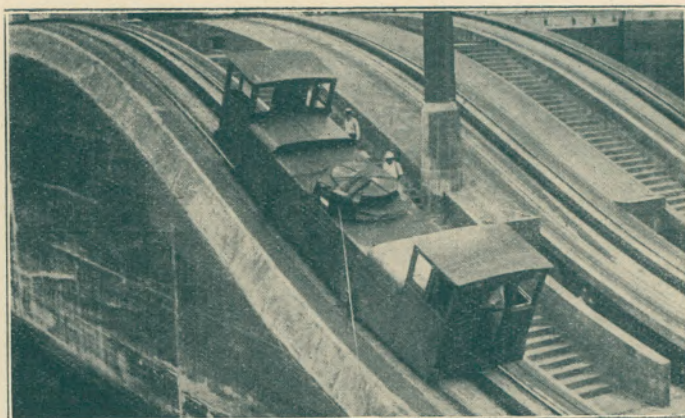
Wie der Konflikt in Mexiko auch auslaufen mag, er zeigt mit Deutlichkeit, worum es sich dabei handelt: die mächtigen Expansionsbestrebungen Nordamerikas, jener Macht, die 40% des Weltreichtums in ihren Händen hat, die, um Absatz für ihre immer stärker wachsende gigantische Industrie und Landwirtschaft zu haben, mit Notwendigkeit nach außen strebt. Es wird der Zukunft vorbehalten bleiben, zu entscheiden, auf welche Weise sich dieser Kampf abspielen wird, und ob er lediglich mit den Mitteln friedlicher Durchdringung erfolgen kann.



Ein verschütteter Teil des Kanals wird wieder ausgebaggert.



Gesamtansicht der Docks in Gatun.



Presse-Photo. Elektrischer Aufzug, der die Schiffe in die Docks befördert.

Die Welt im Zeichen der „Abrüstung“.



Der Streit um Nicaragua.

Nicaragua (640000 Einwohner) hat eine besondere Bedeutung für die Mittelamerikapolitik der Vereinigten Staaten durch seine geographische Lage, denn es ist das Verbindungsstück zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte des amerikanischen Kontinents. Die Intervention der Vereinigten Staaten in Nicaragua wurde von Senator Borah als ein Komplott amerikanischer Interessenten bezeichnet, dessen eigentliche Spitze gegen Mexiko gerichtet sei. Auch der kürzlich veröffentlichte Vertrag der Vereinigten Staaten mit der Republik Panama, durch den die Vereinigten Staaten ermächtigt werden, im Kriegsfall das ganze Land militärisch zu besetzen, ist im Zusammenhang mit den letzten Ereignissen besonders bedeutungsvoll. Infolge des Vorgehens der Vereinigten Staaten gegen Nicaragua ist in allen lateinamerikanischen Staaten eine erhebliche Missstimmung entstanden, die sich auch in zahlreichen Demonstrationen gegen die Vereinigten Staaten kundgibt. (Vgl. den Artikel: Die Pforte des Pazifik.)



Das Kriegsgepäck des Amerikaners im Weltkrieg (Gesamtwicht 72 Pfd.)

Das neue „Kriegsgepäck“ gegen Nicaragua (51 Pfd.)

Scherl
Bilderdienst



Nordamerikanische Truppentransporte nach Nicaragua.



Südamerikanische Protestversammlung gegen die Vereinigten Staaten.



Farbige englische und französische Truppen zur Verteidigung der Konzessionen in China.
Indische Brigade, die ausschließlich aus Eingeborenen besteht und nur in den höheren Chargen englische Offiziere führt.



Indochinesisches Truppenaufgebot der Franzosen.

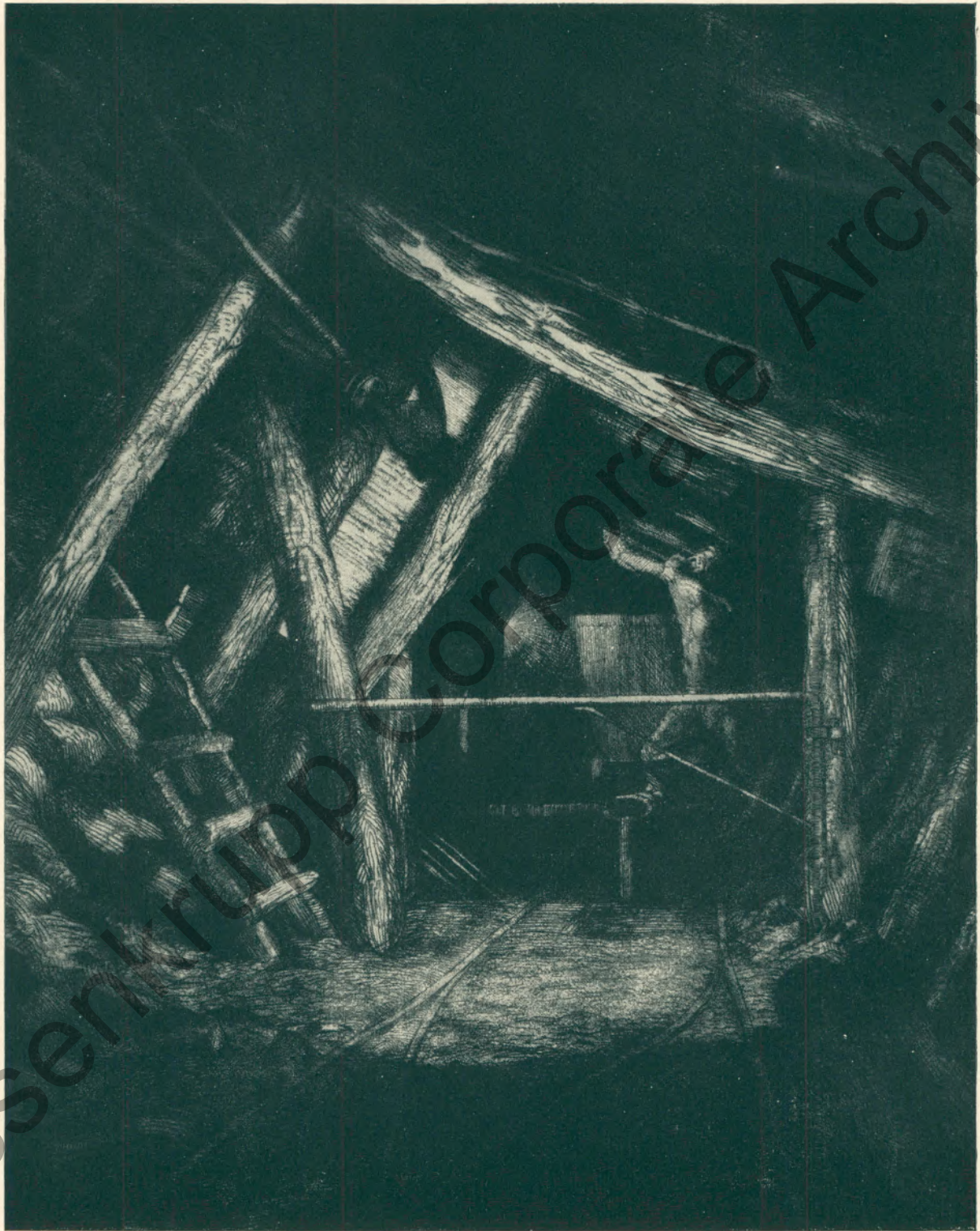
Technische Gedenktage.

1. 4. 1825. Jakob Heberlein in Roth bei Nürnberg geboren. Erfand als Lokomotivführer die nach ihm benannte Bremse (1856).
2. 4. 1872. Samuel Morse in Charlestown (Amerika) geboren. Erfand 1837 den Apparat zur Übermittlung schriftlicher Mitteilungen durch Elektrizität — den Telegraphen. Er war von Beruf Maler.
4. 4. 1823. Wilhelm Siemens (Sir William) zu Lenthe bei Hannover geboren. Verwertete seines Bruders Werner Erfindungen in England. Beschäftigte sich eingehend mit der Konstruktion der Regeneratordampfmaschine; 1851 baute er den ersten brauchbaren Wassermesser für städtische Anlagen.
6. 4. 1585. Albrecht Dürer in Nürnberg gestorben. Er war gleich groß als Maler, Kupferstecher und Zeichner für den Holzschnitt, aber sein Ruhm liegt auch auf mathematisch-technischem Gebiet. Als Baumeister hat er der Stadt Nürnberg ihr Gepräge gegeben, und seine Befestigungslehre diente zur Grundlage des sogenannten neupreußischen Befestigungssystems.
7. 4. 1898. Friedrich Otto Bernhard Baensch in Berlin gestorben. Sein Hauptwerk ist der Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals 1886—1895.
7. 4. 1917. Heinrich Lueg, Geheimrat, in Düsseldorf gestorben. Mitbegründer der Maschinenfabrik Haniel & Lueg in Düsseldorf, Organisator der großen rheinisch-westfälischen Industrieausstellungen 1880 und 1902, die den Weltlauf der gesamten deutschen Industrie begründeten. Seinem Einfluß dankt die Stadt den Kunstpalast, das Kunstgewerbemuseum und die Rheinbrücke.
8. 4. 1847. Geh. Komm.-Rat Dr.-Ing. E. h. Emil Kirdorf in Mettmann geboren.
10. 4. 1917. Fritz Baare, Generaldirektor des Bochumer Vereins in Bad Deynhausen gestorben.
10. 4. 1818. Die erste dauernde Gasbeleuchtungsanlage kommt in Essen in Betrieb.
10. 4. 1863. Paul Louis Toussaint Héroult in Harcourt geboren. Er führte den nach ihm benannten elektrischen Lichtbogenofen in der Aluminiumindustrie ein.
10. 4. 1924. Hugo Stinnes zu Berlin gestorben.
10. 4. 1867. Wilbur Wright in Melville (Amerika) geboren. Am 17. 12. 1903 flog er und sein Bruder zum erstenmal mit einem Motorflugzeug. Der Flug dauerte 12 Sekunden. Am 31. 12. 1908 stellte er mit 2 Stunden 20 Minuten Flugdauer einen neuen Weltrekord auf.
14. 4. 1629. Christian Huygens, im Haag geboren. Großer Physiker, Mathematiker und Astronom. 1657 erfand er die Pendeluhr, er entdeckte den Ring des Saturn.
15. 4. 1793. Georg Christian Freund in Uehlede (Weser) geboren. Er gründete 1816 mit Pistor die erste Dampfmaschinenfabrik Berlins.
15. 4. 1911. Georg Knorr in Davos gestorben. Seine Schnellbahnbremse, der Pressluftsandstreuer und seine Einkammer-Güterzugbremse tragen seinen Namen.
16. 4. 1838. Ernest Solvan in Rebecq-Roguin bei Brüssel geboren. Ihm gelang erfolgreich die Sodafabrikation aus einer Reaktion zwischen Chlornatrium und Natriumbikarbonat.
17. 4. 1790. Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, in Philadelphia gestorben.
18. 4. 1873. Justus von Liebig in München gestorben. Entdeckte das Chloroform und das Chloral und führte den Fleischextrakt ein.
19. 4. 1906. Der Entdecker des Radiums, Curie, wird in Paris von einem Auto getötet.
20. 4. 1818. Heinrich Goebel in Springe bei Hannover geboren. Schon 1854 schuf er die Grundlagen für eine brauchbare Kohlenfadenlampe, wie sie Edison erst 25 Jahre später auf den Markt brachte.
20. 4. 1920. August Raps in Berlin gestorben. Erfolgreicher oberster Leiter der Firma Siemens & Halske. Sein besonderes Feld waren die Signalgeräte für Bergwerke, Handelsschiffe und namentlich für die Kriegsmarine.
20. 4. 1856. Robert Livingstone Stevens in Hoboken gestorben. Schöpfer der sogenannten amerikanischen Eisenbahnschiene, die die Grundform der heute noch üblichen Eisenbahnschiene hat.
21. 4. 1899. Leopold Hoesch in Düren gestorben. Er erkannte als erster die große Bedeutung des Thomas-Gilchrist-Stahlerzeugungsverfahrens und brachte den Ankauf der Patente zusammen mit der Dortmunder Union, der Gutehoffnungshütte und dem Phoenix zustande.
23. 4. 1780. Karl Anton Henschel in Kassel geboren. 1803 entwarf er ein Straßenbahnfahrzeug mit eingebauter Dampfmaschine, 1822 den Plan einer hängenden Förderbahn, 1830 einer Druckluftbahn zur Beförderung von Personen und Gütern.
24. 4. 1750. Abraham Darby III. in Coalbrookdale (England) geboren. 1778 baute er die erste Brücke aus Gußeisen. Der Bogen hatte eine Spannweite von 33 Meter. Die Brücke ist noch heute unverändert in Gebrauch.
24. 4. 1799. Einführung des Metermaßes in Frankreich.
25. 4. 1822. Max Maria von Weber in Dresden geboren. Durch seine technischen Erzählungen und Novellen führte er den Begriff der Poesie der Technik in weite Kreise ein; er ist der Vorkämpfer der neuen Kultur, die sich auf der Technik aufbaut.
26. 4. 1812. Alfred Krupp in Essen geboren. Er führte den Gußstahl in die Eisenbahntechnik ein. Unter ihm erlangte die Firma Weltruf.
29. 4. 1785. Karl Ludwig Drais von Sauerbronn zu Karlsruhe geboren. Eine Fleischhackmaschine und eine Schreibmaschine (25 Buchstaben) sind seine ersten technischen Versuche. Den Ruhm seiner Erfindungen bildet das Fahrrad (1813).
30. 4. 1921. François Hennebique in Pas de Calais gestorben. Von Beruf Steinmetz, hat er zum erstenmal den Eisenbeton zu Gründungspfählen verwandt und auf dem Gebiet des Leitungs- und Brückenbaus mustergültige Lösungen geschaffen.
30. 4. 1850. Sidney Gilchrist Thomas in Frankreich geboren. Ihm gelang die Entphosphorung des Eisens, indem er Kalkstein mit einer kleinen Menge Wasserglas zur Herstellung des basischen Gatters verwandte. Die erste basische Charge wurde in Deutschland am 22. 9. 1872 in Hoerde und auf den Rheinischen Stahlwerken in Ruhrort erblasen. v. W.

Kohlenhauer.

Von Klaus Boeke.

Auf uns türmt sich hoch die Welt,
Zwängt uns ein in enge Stollen;
Und aus allen Felsenklüften
Springt uns gähnend Nacht entgegen.
Bei der Lampe kargem Scheine
Pressen keuchend nackte Leiber
Dampfend sich an Felsgestein,
Trogen hundertfachem Lode.
Werken so mit zäher Kraft
Tag für Tag die schwarzen Schätze;
Und der Räder surrend Kreisen
Fördert sie in Himmels Blau.



Am Bremsberg

Radierung von Käthe Höhn

FAHRT IN DIE TIEFE

PRIMANER IM BERGWERK

VON HERBERTA JANZEN

Zuvor ein Wort zum Verständnis. Wir waren eine Schar von zwanzig jungen Menschen — Primaner, die sich in den Herbstferien, den letzten vor dem Examen, zusammengefunden hatten zu einer Rheinfahrt.

Es gab nicht zwei unter uns, die die gleichen Interessen gehabt hätten, und doch gehörten wir alle zusammen. Kameradschaft und Gemeinschaft waren Dinge, die in unserem kleinen Staat unbedingt Gültigkeit hatten. Jeder sprang für den anderen ein, im Kleinsten wie im Größten.

Und sich als Glied einer solchen Gruppe zu fühlen, macht glücklich.

Der Morgen war kalt, und die Sonne kämpfte mit steigendem Nebel, als wir zur Zeche schritten.

Saubere Siedlungshäuschen, die schläfrig in die herbstliche Morgensonne blinzelten, dann Berge von Koks, zwischen denen die Straße wie ein Hohlweg führte; unsere Blicke aber wanderten immer wieder zu den Fördertürmen, die mit wirbelnden Seilscheiben von ferne winkten. Vielen, ja den



Bergmann vor Ort.

Skulptur aus Kienelkohle von Bildhauer: Jiesenig, Düsseldorf.

meisten von uns wurde es klar, daß sie keinerlei technisches Wissen, nicht einmal eine notdürftige Vorbereitung mitbrachten.

Doch was tat's! Wie überall auf dieser herrlichen Rheinfahrt, so wollten wir auch heute Herz und Augen offen halten und das Schöne und Gewaltige, was da kommen sollte, eben unvorbereitet auf uns wirken lassen.

Ein großer Hof nimmt uns auf. Ringsum Gebäude, Hallen, Schuppen. Von irgendwoher dröhnt Stampfen und fernes Brausen. Wir glauben das Schwingen und Kreisen gigantischer Massen zu spüren und wissen nicht, ob der Boden unter uns zittert oder nur Schall in den Lüften vibriert. So suchen die Augen — aber stumm und nichts sagend gloßen hohe Fenster aus grauem Beton. Ein Bergmann kommt vorüber. „Glückauf!“ Des Bergmanns Gruß! Wir wußten es und wußten es doch nicht. Für uns war es ein Wort, hier ist es Leben. Schwere, drückende Dunkelheit, Einsamkeit und Wille zum Licht und Leben liegen darin.

Der junge Bergassessor empfängt uns. Und erzählt. Wie der Bergbau entstand; wie man zuerst die Kohle einfach aufhob, als hebe man Feldsteine von der Erde auf, wie man anfang zu graben, wie die Schächte tiefer und tiefer wurden.

Dann aus der Zeit der Sümpfe und haushohen Wälder. Wie Bäume versanken, Schichten sich lagerten, falteten, rissen, sich neu lagerten und wieder übereinanderschoben. . . .

Und wir hören Dinge, die wir als „Geologie“ im Bildraum der Schule schon tausendmal gehört haben, und doch sind sie uns völlig neu. . . .

Ist es das dumpfe Dröhnen, das auch hier den Boden zittern macht, ist es die anschaulich knappe Schilderung des Erklärenden vor uns, die alle Dinge so lebenswahr und greifbar gestaltet? Oder haben wir selbst schon gelernt, mit anderen Augen zu sehen? *

Primaner wandeln sich zu Bergleuten: Grubenanzug, schwere Stiefel, Halstuch, Lederhelm und Lampe. Glückauf!

Raum zimmergroß ist das eiserne Gehäuse, das uns umschließt. Die Vorkammer zum Schacht.

Wir stehen zwischen zwei Welten. Hinter uns fällt die Eisentüre ins Schloß und trennt uns vom sonnigen Tag. Vor uns wartet Dunkelheit und das Reich der Maschinen. Unser Führer stemmt das eiserne Tor auf — Druck fällt von irgendwo herab auf uns und macht die trotz der Bergmannskleider gedankenlos Fröhlichen ernst und stumm. Demütig treten wir ein — zum Schacht.

Draht durchzieht die dicken Glasplatten der Fenster. Von außen preßt die Luft mit 1,2 Atmosphären Überdruck gegen die Scheiben.

Der Ventilator drüben im Maschinenhaus saugt in jeder Minute Tausende von Kubikmetern heraus aus der Tiefe.

Jenseits, im andern Schacht, fällt frische, kalte Luft hinab bis in die kleinsten Stollen und Gänge; hier atmet sie das Schaufelrad nach kurzem Kreislauf als verbrauchte „Wetter“ mit gigantischer Lunge ein und wirft sie durch ragende Essen zum Himmel.

Der Korb ist angefahren und wartet auf uns. Wir müssen uns trennen, zwei Gruppen zu je zehn folgen ihren Führern.

Im engen Korb stehen wir einander gegenüber. Schwach leuchten die Grubenlampen, Wasser tropft von den Seiten. Wir schweigen.

Mein Kamerad zur Rechten ist nicht der einzige, der mit seinem Blick das Fenster sucht. Abschied vom Licht — denn für Stunden werden wir im Dunkel sein.

Doch wir kommen ja wieder!

Leise, unmerklich, hat der Korb seine Bewegung begonnen. Es geht abwärts.

Jemand flüstert: „Glückauf!“ Und plötzlich leuchtet das sonst gedankenlos ausgesprochene Wort in seiner tiefsten Bedeutung.

Es geht nach unten, immer nur nach unten. Raum bis zum Rand des Korbes reicht der Schein der Lampen.

Ungewiß schimmert die feuchte Spurlatte, die unter dem eisernen Gleitschuh forsteilt. Jenseits ahnt man Gesteinsmassen, die in gleichmäßigem Fluge nach oben streben.

Druck senkt sich wieder schwer auf uns herab. Nach unten, nach unten. Lautlos fällt der Korb.

Unsere Sinne sind gebannt. Wir starren und sehen doch nichts. Unsere Ohren sind zum Bersten gespannt und hören doch nichts. Nicht zu denken vermögen

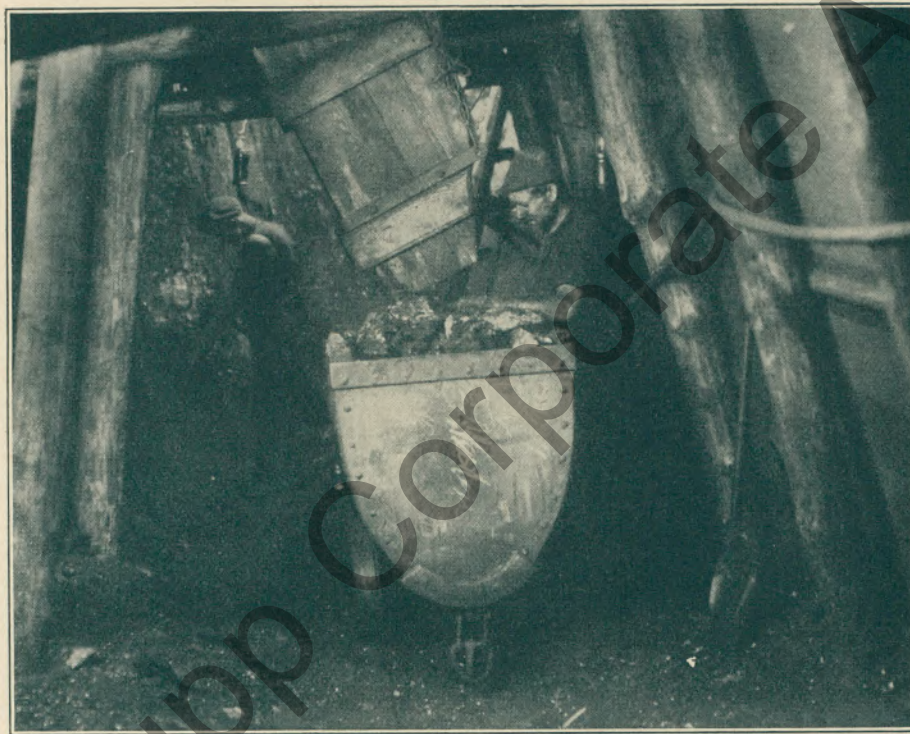
wir — nur eine Empfindung beherrscht uns: nach unten, nach unten. Raum und Zeit verlieren ihre Gültigkeit, sind bloße Begriffe — der Korb gleitet unaufhaltsam, unbarmherzig. Tiefer — tiefer.

Leise pendelnd halten wir. Wie eine eiserne Platte hebt sich der Druck — wir richten uns auf, glauben zu fühlen, wie dichtes schwarzes Tuch von unseren Sinnen gleitet. War es Angst? Betäubung?

Wir sehen wieder! Im Licht elektrischer Lampen liegt draußen der Füllort. Und wir hören — die Atemzüge der Gefährten und das leise Streichen des Wetterstroms.

Nun, da der Korb fest verankert scheint und wir unserer Sinne mächtig sind, fühlen wir uns völlig sicher. Angst? Wovor? Warum?

Als das Gitter den Weg zum Stollen freigibt, merken wir, daß der Boden des Korbes zentimetergenau in Höhe der Füllortsohle steht.



Am Rollkasten.

Phot. E. Dehne.



Vorm Querschlag.

Phot. E. Dehne.

Seltfam unheimlich schreitet sich's durch das Dunkel der langen Gänge. Schemenhaft fahl und ungewiß leuchten zu den Seiten Säulenreihen auf — die Stützpfeiler. Tausende von Stämmen stehen hier unten und tragen — durch die Kappschiene verbunden — die Verschalung des „Hangenden“. Manch einer splittert unter dem Druck des Gesteins — nach Stunden schon ist er ersetzt.

Der Säulengang wandelt sich zum röhrenförmig gemauerten Tunnel. Kreisgebogene eiserne Schienen durchziehen fest eingebettet das Mauerwerk. Schmales Holz blinkt auch hier, eingefügt zwischen Ziegelsteine. Diese Querschbölzer soll der Gesteinsdruck zuerst zusammenpressen, ehe er das Mauerwerk zerbröckelt.

Hier hängt die Wölbung tief herunter, dort ist die Kreisrundung des Tunnels zum gotischen Spitzbogen emporgedrückt. Noch ein Stück weiter, und der ganze Tunnel ist aus der Längsachse verschoben — so arbeitet das Gestein.

Wo wir auch gehen, läuft ein schenkeldickes Stahlrohr neben uns her. Preßluft führt es. Über Tage, im Maschinenhaus, steht der Kompressor, der die Luft auf sechs Atmosphären zusammendrückt. Ein Hauptrohr geht den Schacht hinunter und verzweigt sich hundertfach. Über siebzig Kilometer Stahlrohre liegen hier unten in dunklen Gängen.

Wir müssen uns bücken. Eine breite Schranke hängt herab von oben. Viele Zentner von mikroskopisch feinem, runderförmigem Gesteinsstaub liegen darauf.

Wenn die Luftwelle, der böse Vorbote einer Explosion, durch die Gänge tobt und Mensch und Tier zur Erde schleudert, dann reißt er bei seinem rasenden Flug auch diese Staumassen aufwirbelnd herunter. Wie Nebel füllt das zerstäubte Pulver den Stollenquerschnitt und hüllt die nachfolgende Stichflamme in einen dichten, weichen Mantel ein und erstickt sie so.

Der Mensch, umringt von Gefahren, lernte, wie man zwei Schrecknisse sich gegenseitig vernichten läßt^o.

o

Wir stehen am Füllort der Wettersohle. Vor uns donnert der Schacht. Körbe fliegen von oben nach unten, von unten nach oben, der Schwerkraft zum Trotz.

Der gewaltige Rhythmus der Arbeit fährt uns Untätigen in die Glieder. Beschämt fragt sich jeder von uns: Und du?

Wieder donnert es auf, pfeift es vorbei. Nach oben — nach unten. Zwanzig Meter in der Sekunde fliegt jeder der Körbe. Zentimeter nur trennen sie, wenn sie aneinander vorbeirasen im Dunkel des Schachtes. Nach oben der eine, nach unten der andere.

So braust es im Rhythmus von 45 Sekunden. Tag für Tag faucht und jagt es in saufender Hast. Und Tag für Tag

^o Vgl. Schulz-Nadler: „Unfallgefahr und Rettungswesen im Bergbau“ VI. Jahrg., Heft 4, S. 147—150.

fliegen 4200 Tonnen Kohlen empor, aus dem Dunkel zum Licht, um selbst Licht zu werden.

Zehn Meter haben wir uns an den Sprossen einer Leiter heraufgezogen bis in den Kopf des Blindschachtes. Schmal ist die Lücke der aufgeklappten Falltür, schmal der Streifen Gestein, der rings um die Haspel in der Mitte läuft. Raum ist Platz für uns alle. Eng drängen wir uns an die Mauer. Wir haben Angst vor dieser vielgliederigen Spinne, die da vor uns im Dunkel liegt. Angst, denn wir wissen nicht, wann sie sich bewegen, noch wie weit sie ihre Arme recken wird.

Jemand hebt die Grubenlampe aus dem Gürtel und leuchtet nach oben. Mauerwerk — eine flache Kuppel. Und doch ist es eng und drückend. Dunkelheit lastet auf uns, als sei sie Gewicht.

Wir stehen im Kreis, in der Mitte jene geheimnisvoll drohende Maschine. Wenn ich zu meinen Gefährten hinüberblicke, recken sich vor dem dämmerig hellen Hintergrund ihrer Lampen starrende Stangen, Seil und Räder des seltsamen Ungetüms, das doch nur den Zweck hat, Lasten aus der Tiefe aufzuwinden. Wir fahren zusammen. Harte Glockenschläge nahe bei uns. Schwer wie Keulenhiebe krauchen sie aus dem Dunkel nieder.

Und der finstere Maschinist greift hinein in dieses für uns angstvoll ungewisse Gewirr. Das Tier vor uns fängt an zu leben, reckt sich, bewegt sich, scheint zu kriechen — eng klammern wir uns nach rückwärts an die Mauer. . . . Doch es bleibt auf seinem Platz, und man ahnt mehr, als man sieht, wie das stählerne Seil sich Windung an Windung um die rasselnde Trommel wickelt. Mit jähem Ruck erstirbt Bewegung und Geräusch.

Schweigend hatten wir dort oben gestanden, stumm klettern wir wieder die „Fahrt“ hinab.

Uns war, als habe derselbe Mann schon vor Jahrhunderten an derselben Maschine gestanden, ebenso stumm wie heute, von Dunkelheit umgeben, der rosträderigen Spinne in den Rachen greifend, wenn es ihn die Glocke geheißt.

Es war das einzige Mal, daß wir den Gruß „Glückauf!“ vergaßen.

Auf der untersten Sohle. 680 Meter Gestein liegen über uns. Hier in der Tiefe bläst der Wetterstrom seinen trockenen

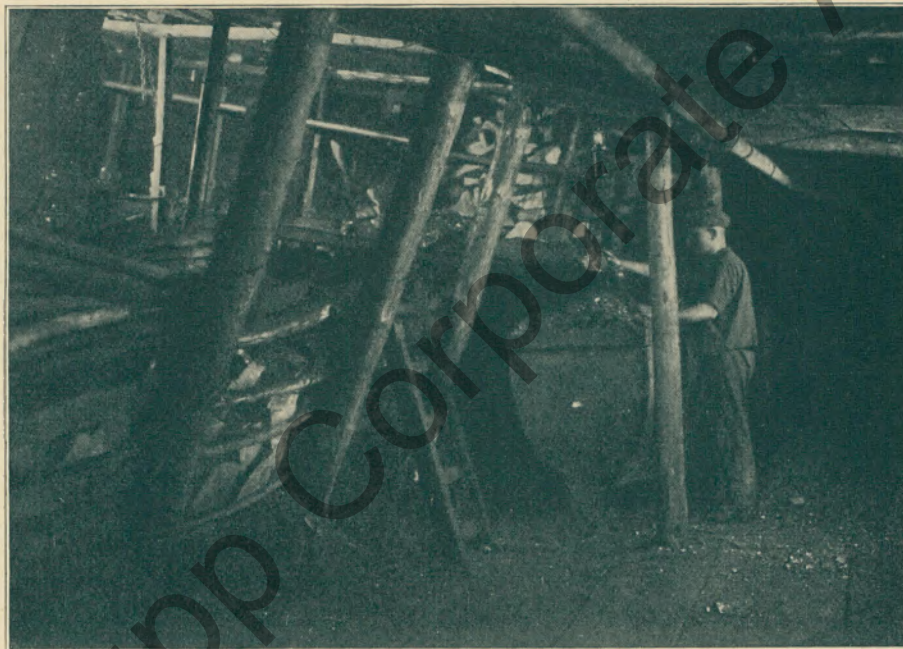
Atem genau so durch Stollen und Gänge wie auf der obersten Sohle. Etwas aber ist anders.

Schon die letzten fünfzig Meter gleitet der Korb — so meint man — in einem Wasserfall zur Tiefe. Wasser streift der eiserne Gleitschuh von der Spurlatte, Wasser springt in dünnen Strahlen in den Korb, Wasser sprüht als feiner Dunst rings um uns, Wasser rauscht in der Tiefe. Woher mag es kommen?

Wo ein Tropfen aus dem Gestein sickert, fangen ihn Rinnen, leiten ihn durch lange Stollen, durch endlose Querschläge hin zum Schacht. Hier kommen alle Rinnen zusammen, und alle Wasser stürzen zur Tiefe.

Träufelbühnen fangen die stürzenden Massen. Gebändigt von der Wucht des Falles, fließt der stetige Strom in jenes riesige gemauerte Becken, das viertausend Kubikmeter faßt. Ein Staubecken, ein doppelter Schutz. Wenn unerwartete

Fluten einbrechen oder die Pumpen versagen, so schafft es dem Menschen Frist, sich auf den Kampf mit dem gierigen Element, das Meter um Meter dem Zurückweichenden nachkriecht, vorzubereiten.



An der Schüttelrutsche.

Phot. E. Dehne.

Schwaches Licht durchflutet das Gewölbe. Wie die Innenfläche einer großen Lonne rundet sich das Mauerwerk hoch über uns. Wuchtig und schwer. Wir fühlen, wie jeder Zentimeter an Höhe

dem lastenden Stein abgetroßt wurde. Nun stemmt der runde Rücken der Wölbung den gewaltigen Druck nach oben und hält ihn unschädlich. Hier steht Macht gegen Macht.

Still ist es. Hier und da brennen Glühlampen, zeigen frisch gestrichenen Mörtel. Der Geruch von Zement mischt sich in den trockenen Atem des Wetterstroms. Neu ist alles; erst vor kurzem wagte sich der Mensch herab in diese Tiefe. 680 Meter.

Wir wenden uns dem gähnenden Loch des Stollens zu. Schräg senkt sich das hohe Gewölbe wieder herab zu niedriger Stollendecke. Die dämmernde Helle weicht dem schwarzen Tuch der Dunkelheit.

Zur Linken eine Tür. Eisern, schmal und niedrig. Wir müssen uns bücken, um hindurchzutreten. Und nun vollzieht sich ein Wunder.

Dunkelheit und Schwere fliehen — eine strahlend weiße riesenhafte Halle. Blankes Kupfer und blühende Maschinenleiber spiegeln sonnenhaft helles Licht.

Das Auge sucht in die Höhe. Nach einer Decke. Fast haushoch steigen die Wände, glatt und weiß, bis zur abschließenden Wölbung. Was vorhin wuchtiges Kämpfen von Druck gegen Druck, von roh-unverputzten Ziegelsteinen gegen kantige Gesteinsblöcke war, wird hier zur befreienden, fast gotisch steigenden Höhe. Leicht, luftig und sauber ist alles in dieser Maschinenhalle.

Wir schreiten auf gefachelttem Boden zu den liegenden, stählernen Giganten. Pumpen sind es! Surrend und fauchend zwingen Preßluftturbinen die Zentrifugenräder zu wirbelndem Tanz. 700 Meter Druckhöhe! Des Maschinisten Faust umspannt einen unscheinbaren Hebel — und in mannsstarken Stahlrohren braust der Wasserstrom nach oben. Minuten nur dauert es und das gewaltige Staubecken jenseits der Träufelbühnen ist leer. Tausende von Kubikmetern werden vom kreisenden Schaufelrad nach oben gepreßt.

Dort dreht sich der Anker einer Dynamomaschine wirbelnd schnell und doch majestätisch wuchtig um seine Achse. Dicke Kupferleitungen führen zu den Schalttafeln und von dort hinaus auf den Stollen — und draußen poltert die elektrische Lokomotive mit 20 und mehr Hunderten dem Füllort zu.

Als wir an den Schalttafeln vorbei wieder durch die kleine eiserne Tür hinstreten, wird uns blühtartig klar, was wir vergessen hatten: 680 Meter unter der Erde!

Ein Pferdestall. Gemauerte Wände, Sauberkeit. Peinlich sauber ist hier alles.

Da stehen schwere Arbeitspferde neben entzückenden Ponys, die in den niedrigsten Stollen Dienst tun müssen. Grubenpferde sollen blind sein. Aber die Tiere wenden den Kopf nach uns und schauen uns mit großen, lebensvollen

Augen an. Das samtweiche Fell glänzt im Schein der elektrischen Lampen; wir streichelten sie alle.

Als wir in das Dunkel des Querschlags zurücktreten, meint ein Landwirtssohn zu mir: „So fein sehen unsere Gäule nicht aus. Aber das ist ja auch kein Wunder — bei dem Stall.“

Kriechend, rutschend, uns an Pfeilern und Stämmen haltend, kommen wir langsam und gebückt vorwärts. Kaum noch meterhoch sind die Gänge; wir befinden uns „vor Ort“.

Dicht vor uns setzt das Knattern eines Preßlufthammers ein. Im Schein der Grubenlampe liegt der Hauer langgestreckt im flachen Gang und treibt mit schweren Armen die ratternde Hammer Spitze ins schwarze Fleisch des Felsens. Kollernd brechen die Brocken. Mit Händen und Füßen schiebt er sie fort, nach hinten. Ein anderer wirft die Stücke in den wartenden Hund. Und schon pocht vorn wieder der Stahlkeil ins schwarze Gestein — Arbeit, Arbeit!

Dort ist eine Stelle, wo wir aufrecht stehen können. Eine Bohrmaschine hat sich, mit stählernen Armen in den Felsen gekrallt und treibt den schneidenden Stahl tiefer und tiefer.

Leise zischt das Reduzierventil am Preßluftrohr — Sonderbewetterung. Ein toter Winkel, den die Frischluft nicht erreicht; und alles, was hier unter Tage leben will, braucht Luft.

Ein enger Gang zeigt schräg aufwärts. Ein Haspelseil läuft darin lang. Wir kriechen hinauf, wieder die Lampe im Gürtel, denn wir brauchen Hände und Füße. Jetzt empfinden wir den Schuß des Lederhelms. Hier eine niedrige Strebe, dort eine tiefhängende Schiene, längst schon hätten wir tiefe Schrammen im Kopf. So gibt es nur einen leichten Schlag auf den schützenden Helm.

Wieder im manns hohen Stollen, richten wir uns auf und warten auf die, die einer nach dem andern aus der Gangmündung auftauchen.



Schüttelrutsche.

Phot. Bollmes.

In welcher Richtung liegt der Schacht? Keiner weiß es und doch hat jeder seine Meinung. Nachsichtig lächelt der Steiger, der hier unten wie zu Hause ist, geht voran, kaum zwanzig Schritte, stößt eine Wassertür auf, und wir stehen am Schacht. Ein sechster Sinn muß diesen Menschen im Dunkel eigen sein: die schrankenlose Gabe der Orientierung.

Helles Licht und donnerndes Leben am Füllort der Hauptsohle. Ein Zug beladener Hunde poltert vorbei, voraus die elektrische Lokomotive. Hinauf auf den Ablaufberg. Im Gleichtakt rollen die eisernen Wagen die schiefe Fläche hinab und stoßen krachend auf die anderen, die wartend vor dem Gitter des Schachtes stehen. Der Förderkorb senkt sich langsam und hält. Ein eiserner Haken springt zwischen den Schienen hervor und reißt zwei Hunde hinein in den Korb, mit der Wucht des Anpralls die darin befindlichen leeren zur anderen Seite hinausjagend. Diese rollen jenseits hinab zum Leerzug, der gleich in den Schacht zurückbrausen wird.

Ein Stück hebt sich der Korb; wieder packt der Haken die Hunde, wirft sie hinein, wieder rollen drüben die leeren hinaus.

Mit Krachen poltern die gefüllten eisernen Wagen den Ablaufberg herab auf die wartenden, werden vom Haken gepackt, stoßen die leeren hinaus. . . . Immer und immer wiederholt sich das lärmende Spiel.

Weichen klappen herum. Neue Züge. Auge und Ohr sind verwirrt, man versteht kaum die Ruhe der Männer neben dem Schacht. Zwei Hebel vor jedem. Der eine gibt dem Fördermaschinisten das Zeichen, der andere läßt jenen eisernen

Haken aus dem Boden schnellen. Doch je länger wir schauen, desto mehr erfassen wir: wie und weshalb.

Schneller, schneller.

Weder zucken uns die Fäuste, wir sind traurig, daß wir feiern müssen, möchten gern mithelfen. . .

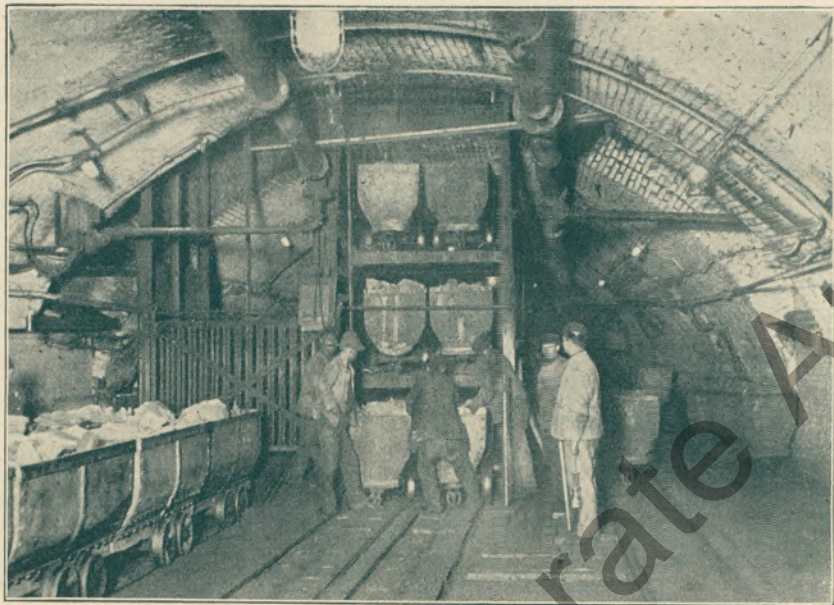
Es ist der gewaltige Rhythmus der Arbeit, der uns im Bann hält. 4200 Tonnen im Tag!

Weder stehen wir zu zwei Reihen im fahrenden Korb. Es geht nach oben. Angst und Benommenheit, wie wir sie bei der Abfahrt fühlten, kommen uns lächerlich vor. Der Blick verfolgt das Gestein, das nach unten flieht, versucht die Geschwindigkeit zu schätzen und wendet sich wieder zum Korb zurück.

An der Decke des Korbes eine starke Spiralfeder, gespannt vom Zug des Seils. Reißt dieses einmal, so ist der Korb verloren, wenn nicht die Spiralfeder aufspringt und eiserne Klammern ins Holz der Spurlatte jagt. So gesichert, hängt der Korb ungefährdet, bis Hilfe kommt. Die Fahrt wird langsamer, Licht fällt in sieghaftem Strom durch drahtvergitterte Scheiben; langsam steigt der Korb noch bis zur Hängebank — wir sind über Tag.

Es wäre zu viel, zu erzählen, wie in dem großen Uhrwerk, das dort über Tage steht, sich Rad zu Rad ordnet und eins ins andere greift; wie die Kohle vom Leseband zum Güterwagen oder ins Waschhaus gelangt, in drei Grö-

ßen vom Wasser sortiert wird; wie das schwarze Naß hinausrinnt zu den Alärbecken und hier den feinsten Kohlen-schlamm niederschlägt; wie der Grus hinüberwandert in die Kokerei; wie Gas und Koks in glühender Retorte getrennt



Füllort am Schacht.



Beim „Buttern“.

Phot. E. Dehne.

und einzeln gefühlt werden, das Ges. sorgfältig im Leer-
apparat, die glühenden Brocken auf schiefen Steinflächen
vom Wasserstrahl; wie die Abgabe langdhrige Kessel
heizen; wie drüben im Haus der Fördermaschinen die
Pleuelstangen mit stählernen Häufen jenes riesige Rad,

Ein Wort des Dankes denen, die uns diese Wunder zeigten.
Sie haben mehr getan, als nur äußerlich für uns gesorgt.
Als wir bestaubt, müde und durstig nach Stunden wieder herauf-
kamen, da stand neben dem frischen Handtuch und dem neuen
Stück Seife für jeden eine Flasche Selters im Waschraum.



Kunstbeilage 1. „Das Werk“
4. Jahrgang, Heft 1.

Bergmann.

Nach einer Steinzeichnung
von Hermann Kästelböen, Essen

um das das Förderseil geschlungen ist, auf einen Hebeldruck
des Maschinisten hin zu gleichmäßig sicherem Kreisen
zwingen; wie dieser auf den Zentimeter genau sehen kann,
wo der Korb im Schacht steht; wie die tausendpferdige
Turbine das Schaufelrad des Ventilators zum Kreislauf
treibt; wie der Kompressor ächzt, der verdichtete Luft durchs
Stahlrohr in die Tiefe preßt, zum Schacht. ... Wie Wunder
neben Wunder steht.

Schauen möchte man, schauen und nie müde werden!

Wir truschen uns und tranken. Und waren dankbar. Doch
das kaum all dieser äußerlichen Dinge wegen. Die Liebe
und die Freude, mit der uns jene Männer der Arbeit
durch ihren Wirkungskreis führten, der freundliche Gruß des
einfachen Bergmanns: das hat uns stolz und dankbar gemacht.

Nicht, daß wir viel sahen, fast mehr, als wir aufnehmen
konnten, sondern daß wir Mensch, Tier und Maschine ver-
stehen durften, des ist unverwischbare Erinnerung und
bleibender Gewinn dieser Fahrt in die Tiefe.

„Vereinigte Stahlwerke“.

Gründe für den Zusammenschluß und bisheriger Ausbau.

Wir geben nachstehend die ungekürzte Einleitung zu dem für die Generalversammlung am 30. März 1927 bestimmten Bericht des Vorstandes über das erste Geschäftsjahr (14. Januar bis 30. Oktober 1926) wieder und kommen damit dem häufig geäußerten Wunsch unserer Leser nach, von Zeit zu Zeit über die Vereinigten Stahlwerke, das der Zahl der Beschäftigten nach (über 15 000 Beamte und über 175 000 Arbeiter) größte deutsche Unternehmen, zu berichten.

Der wirtschaftliche Druck, der nach der Scheinblüte der Inflationsjahre das deutsche Wirtschaftsleben belastete, wirkte sich mit besonderer Wucht bei der Kohlen- und Eisenindustrie aus. Durch die mehr und mehr zunehmende Kredit- und Geldnot ging die Aufnahmefähigkeit des verkleinerten und verarmten Inlandmarktes, auf den sich die deutsche Montanindustrie seit ihrem Bestehen in erster Linie stützt, immer weiter zurück. Der Auslandmarkt bot für diesen Ausfall keinen Ersatz; gegenüber dem Export der westlichen und östlichen Inflationsländer und der sich auf staatliche Subventionen stützenden englischen Ausfuhr war es vielfach nicht möglich, ausreichende Ausfuhrpreise zu erzielen. Dazu waren die deutschen Produktionskosten schon an sich gegenüber denen des Auslandes durch die Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag und dem Dawesabkommen sowie durch erhöhte steuerliche und soziale Abgaben erheblich vorbelastet. Alle diese Erschwerungen hatten im Laufe der Zeit dazu geführt, daß die Betriebe der deutschen Eisen- und Stahlindustrie im allgemeinen nicht mehr als bis zur Hälfte ihrer Leistungsfähigkeit beschäftigt werden konnten.

Das für die deutsche Industrie besonders Bedrohliche war, daß mit diesen Produktions- und Absatzerschwerungen für eine lange Reihe von Jahren gerechnet werden mußte. War es vor dem Weltkriege möglich gewesen, die von Jahr zu Jahr zunehmende Produktionsfähigkeit in Einklang zu halten mit dem mehr und mehr steigenden Verbrauch an Eisen- und Stahlerzeugnissen aller Art, so überstieg jetzt die Produktionskraft die Aufnahmefähigkeit der Weltmärkte um ein bedeutendes. Während des Krieges hatten nicht nur die kriegführenden Staaten die Leistungsfähigkeit ihrer Werke steigern müssen, sondern es waren auch sonst vielfach umfangreiche Neuanlagen erstellt worden. Die in Frankreich und Belgien zugrunde gegangenen Werksanlagen waren in den ersten Friedensjahren größtenteils mit vermehrter Leistungsfähigkeit wieder aufgebaut, und auch in Deutschland selbst waren für die im Südwesten verloren gegangenen Werke vielfach im Rhein-Ruhr-Gebiet Neuanlagen und Erweiterungsbauten geschaffen worden. Dieser beträchtlich gestiegenen Produktionsfähigkeit gegenüber hatte sich die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes insgesamt nur unwesentlich über den Vorkriegsstand erhöht.

Ähnlich lagen die Verhältnisse für den Steinkohlenbergbau. Die Leistungsfähigkeit der Zechen des Ruhrgebietes selbst wurde durch systematisch durchgeführte Mechanisierung gehoben; gleichzeitig wurden in unmittelbarer Nähe des Reviers — in Holland und Belgien — die vorhandenen Schachtanlagen in großem Umfange ausgebaut. Andererseits wirkten die Zunahme der Braunkohlenförderung und Verwertung, die gesteigerte Ausnützung der Wasserkräfte, die Ausdehnung der Elektrizitätswirtschaft, der zunehmende Übergang zur Ölfeuerung sowie die Fortschritte in der Warmwirtschaft auf den Absatz der Steinkohle hemmend ein. Dazu bedingte das Daniederliegen des gesamten deutschen Wirtschaftslebens, insbesondere die oben geschilderte schwierige Lage der mit dem Steinkohlenbergbau eng verbundenen deutschen Eisenindustrie, naturgemäß einen starken Rückgang des Brennstoffverbrauchs. So wurde es mehr und mehr unmöglich, die vorhandenen Schachtanlagen und Kokereien auch nur annähernd in wirtschaftlicher Weise auszunützen.

Gegenüber diesen ständig zunehmenden Schwierigkeiten konnten die verschiedenen Verkaufsverbände der deutschen Montanindustrie nur bis zu einem gewissen Grade helfen. Letzten Endes waren die Verbände nur imstande, den infolge der geschilderten Verhältnisse überaus starken Konkurrenzkampf der Werke untereinander zu mildern und die inländische Preisgestaltung regulierend und stabilisierend zu beeinflussen. Es fehlte ihnen aber ihrem Wesen nach jede Möglichkeit, auf eine betriebliche Rationalisierung einzuwirken.

So reifte im Sommer und Herbst 1925 der Gedanke, durch Zusammenschluß einer Reihe führender Gesellschaften ein unter einheitlicher Leitung stehendes Unternehmen zu schaffen, innerhalb dessen es möglich sein würde, die jeweils besten Werksanlagen mit voller Wirtschaftlichkeit auszunützen. An

diesen Verhandlungen beteiligten sich die Rheinelbe-Union, die Thyssen- und die Phoenix-Gruppe sowie die Rheinischen Stahlwerke. Diese Gruppen boten mit der breiten Basis ihrer Betriebsanlagen eine ausreicheade Gewähr für die volle Durchführung der beabsichtigten Maßnahmen.

Am 14. Januar 1926 wurde unsere Gesellschaft mit der Aufgabe, den endgültigen Zusammenschluß der Gründerwerke vorzubereiten, als Studiengesellschaft gegründet. Die umfangreichen Vorarbeiten wurden im Verlauf der folgenden Monate so weit gefördert, daß am 5. Mai 1926 die Verträge unterzeichnet werden konnten, auf Grund deren die Übernahme nahezu der ganzen Betriebsanlagen, Steinkohlen- und Erzbergwerke, Hütten und Walzwerke sowie der Vorräte und Beteiligungen mit Wirkung vom 1. April 1926 erfolgte. Nicht eingebracht wurden aus besonderen Gründen der gesamte Zechenbesitz von Rheinstahl, die Zeche Monopol (einschließlich der benachbarten unverritzten Felder) der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft sowie bei allen Gründerkonzernen vereinzelter Grundbesitz und gewisse Beteiligungen bzw. einzelne Betriebsteile. Durch Beschluß unserer außerordentlichen Generalversammlung vom 7. Mai 1926 wurde dann unser Grundkapital auf *RM* 800 000 000 erhöht.

Die Anteile am Aktienkapital betrugen für die einzelnen Gründergesellschaften:

1. Rheinelbe-Union	<i>RM</i> 316 000 000,— = 39,5 %
2. Thyssen-Gruppe.	<i>RM</i> 208 000 000,— = 26,0 %
3. Phoenix-Gruppe.	<i>RM</i> 208 000 000,— = 26,0 %
4. Rheinische Stahlwerke	<i>RM</i> 68 000 000,— = 8,5 %
	<i>RM</i> 800 000 000,— = 100 %

Ferner wurden *RM* 125 000 000 Genußscheine ausgegeben, deren Verteilung wie folgt vorgenommen wurde:

	Genußsch. A.	Genußsch. B.
1. Rheinelbe-Union	<i>RM</i> 10 000 000,—	<i>RM</i> 26 000 000,—
2. Thyssen-Gruppe.	<i>RM</i> 40 000 000,—	<i>RM</i> 27 000 000,—
3. Phoenix-Gruppe.	<i>RM</i> —	<i>RM</i> 15 000 000,—
4. Rheinische Stahlwerke	<i>RM</i> —	<i>RM</i> 7 000 000,—
	<i>RM</i> 50 000 000,—	<i>RM</i> 75 000 000,—

Bereits bei der Gründung waren wir uns darüber klar, daß ein Ausbau unserer Gesellschaft nach zwei Seiten hin erfolgen mußte, wenn wir das erstrebte Ziel einer durchgreifenden Rationalisierung der deutschen Eisenindustrie erreichen wollten. Einmal mußte versucht werden, unsere verschiedenen außerhalb unseres unmittelbaren Arbeitsgebietes liegenden Betriebe mit benachbarten, gleichgearteten Anlagen zusammenzuschließen und auf diese Weise auch in den übrigen Bezirken der deutschen Eisenindustrie eine großzügige, betriebliche Zusammenfassung zu ermöglichen. Zum andern mußte angestrebt werden, wenigstens einen Teil der von den gegenwärtigen Verhältnissen am schwersten betroffenen Unternehmungen innerhalb des Ruhrgebietes selbst mit in unser Rationalisierungsprogramm einzubeziehen.

So war es zunächst unser Bestreben, unseren Erzgruben im Siegerland, denen für unsere Rohstoffversorgung eine besondere Bedeutung zukommt, und unseren im weiteren Siegerländer Bezirk gelegenen Einzelwerken die für eine wirtschaftliche Betriebsführung erforderliche breitere Basis zu geben und damit zugleich einen starken Kernpunkt für eine Zusammenfassung der dortigen, zersplitterten Eisenwirtschaft zu schaffen. Durch den mit Wirkung vom 1. Juli 1926 erfolgten Anschluß der Charlottenhütte A. G. mit ihren Anlagen in Niederschelden, Eichen, Attendorn, Siegen, Eisern, Weidenau und Wernsberg gelang es uns, dieses Ziel im wesentlichen zu erreichen. Unsere Bemühungen nach dieser Richtung hin setzen wir fort. Für das Einbringen ihrer Anlagewerte erhielten die Charlottenhütte A. G. und die mit ihr verbundene Siegener Eisenbahnbedarf Aktiengesellschaft insgesamt nom. *RM* 20 000 000,— Aktien und nom. *RM* 7 500 000,— Genußscheine der Serie B unserer Gesellschaft.

In weiterer Durchführung des gleichen Leitgedankens beteiligten wir uns dann kurz nach Schluß des Geschäftsjahres an der Gründung der Mitteldeutschen Stahlwerke A. G. Wir glauben, daß durch diese Gründung nicht nur für unser in Brandenburg an der Havel gelegenes Stahl- und Walzwerk Weber, das wir in die neue Gesellschaft einbrachten, sondern auch für die anderen, durch den Zusammenschluß erfaßten mitteldeutschen Eisen- und Stahlwerke die Grundlage für eine einheitliche, technisch und wirtschaftlich gesunde Betriebsführung geschaffen ist.

Auf der anderen Seite führten unsere Bestrebungen, innerhalb des Rhein-Ruhr-Gebietes selbst durch Aufnahme einzelner Unternehmungen der Rationalisierung der deutschen Eisenwirtschaft eine breitere Grundlage zu geben, in enger Zusammenarbeit mit den Firmen Krupp, Klöckner und Hoesch,

zu einem gewissen Erfolg. Zusammen mit diesen Konzernen konnten wir die Aktienmehrheiten folgender Werke des Stummkonzerns erwerben: Eisenwerk Kraft, Westfälische Eisen- und Drahtwerke A. G. Werne bei Langendreer, Eisenindustrie zu Menden und Schwerte A. G., Norddeutsche Hütte A. G. und Gußstahlwerk Witten. Ferner wurden von den Rombacher Hüttenwerken die Betriebe der Westfälischen Stahlwerke Bochum und der Concordiahütte Bendorf sowie die Aktien der Eisenhütte Holstein A. G. Rendsburg übernommen. Das Konsortium hat sich inzwischen bis auf die gemeinsame Verwaltung und Verwertung der Aktien des Gußstahlwerks Witten und der Norddeutschen Hütte A. G. aufgelöst. Die Beteiligung der übrigen Stumm-Rombach-Betriebe bei den Eisenverbänden wurde anteilmäßig mit Wirkung vom 1. September 1926 auf alle Konsorten übertragen. Die Betriebe der ehemaligen Rombacher Hüttenwerke und die genannten Werke des Stummkonzerns wurden von uns zum Teil stillgelegt, zum Teil mit unseren eigenen benachbarten Werken in Betriebsgemeinschaft verbunden.

Wir glauben, daß durch die von uns während der verflossenen Monate vorgenommenen Maßnahmen ein wesentlicher Fortschritt auf dem Wege zu der volkswirtschaftlich notwendigen Zusammenfassung der deutschen eisenverarbeitenden Industrie erzielt ist, einer Zusammenfassung, die uns — wenn auch selbstverständlich in anderen Formen und Organisationen — zur Gesundung der deutschen Wirtschaftsverhältnisse auch auf dem Gebiete der eisenverarbeitenden Industrie unbedingt notwendig erscheint.

Aus dieser Erkenntnis haben wir uns entschlossen, unsere Maschinenfabrik Thyssen & Co., die bislang ein sehr wertvolles Glied des Thyssenkonzerns gewesen war, aus dem Rahmen unsers Konzerns herauszunehmen und in die zusammen mit der Deutschen Maschinenfabrik A. G. neugegründete Demag A. G. einzubringen.

Aus den gleichen Gesichtspunkten heraus beteiligten wir uns an den bereits während des Geschäftsjahres eingeleiteten Verhandlungen über die Gründung der Deutschen Edelstahlwerke A. G., in die wir unsere Edelstahlbetriebe in Bochum und unsere Magnetfabrik in Dortmund einbrachten.

Der zwischen den großen Gruppen unserer deutschen Eisenindustrie bestehende gesunde Wettbewerb, der ein freundschaftliches Zusammenarbeiten auf den Gebieten der Technik wie der nationalen und internationalen Verbandspolitik nicht hindert, bietet nach unserer Überzeugung eine Gewähr für eine gesunde Weiterentwicklung der deutschen Eisenwirtschaft.

Die an der Gründung der Vereinigten Stahlwerke beteiligten Konzerne sind, nachdem jetzt rund zehn Monate gemeinsamer Arbeit verflossen sind, mehr denn je von der Richtigkeit ihres Schrittes überzeugt. Die Gründung unserer Gesellschaft hat zudem stark dazu beigetragen, die wirtschaftliche Depression des Winters 1925/26 zu überwinden. Der durch die Gründung der Vereinigten Stahlwerke herbeigeführte Ausgleich der Interessengegensätze zwischen den Gründerkonzernen ist in seinen Auswirkungen auch den übrigen Werken der deutschen eisenverarbeitenden Industrie zugute gekommen.

Von entscheidendem Einfluß auf die Weiterentwicklung wird es aller Voraussicht nach sein, ob es gelingt, durch Ausbau der im Herbst des vorigen Jahres gegründeten internationalen Rohstahlgemeinschaft zu einer wirklichen Regelung des Auslandmarktes zu gelangen. Wir stehen bei dieser internationalen Verbandspolitik in enger Fühlungnahme mit der deutschen Regierung, von der wir eine tatkräftige, amtliche Außenhandelspolitik erwarten, die durch Abschluß günstiger Handelsverträge den deutschen Waren den Zutritt in fremde Länder zu Meistbegünstigungsbedingungen sichert. Wie weit wir von einer derartigen, für die deutsche Wirtschaft unerläßlichen Vorbedingung noch entfernt sind, zeigt die noch jüngst erfolgte unterschiedliche Behandlung deutscher Waren im Ausland gegenüber den Ausfuhrwaren der anderen Länder.

Schließlich wird das Schicksal der deutschen Eisenindustrie wie der ganzen deutschen Wirtschaft wesentlich mitbestimmt werden von der künftigen Gestaltung unserer inneren deutschen Arbeitsverhältnisse. Unsere schwierige Wirtschaftslage und die ungeheure Vorbelastung der deutschen Industrie verlangt gebieterisch, daß von allen neuen sozialpolitischen Belastungen Abstand genommen wird. Es muß immer wieder mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß eben erst die Grundlagen geschaffen worden sind für eine ruhige Weiterentwicklung unserer Wirtschaft. Die Verantwortung, diese Grundlagen durch neue sozialpolitische Experimente — vor allem auch auf dem Gebiete der Arbeitszeitregelung — zu erschüttern, kann nach unserer Überzeugung keine verantwortliche Stelle in Deutschland übernehmen.





Roman von Lu Wolbehr.

III.

(Nachdruck verboten.)

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Die Firma Justus Dettenborn, ein altes angesehenes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Dettenborn fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein. Sein Bruder Johann, Leithaber eines angesehenen Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, seine Stellung aufzugeben, als der Ruf an ihn ergeht: Schiff in Not! Felix beraumt eine Familienzusammenkunft an, um vor dem Eintreffen seines Bruders Johann den übrigen Mitgliedern der Familie die verzweifelte Lage des Hauses Dettenborn zu schildern. Vor dem Eintreffen Johanns legt Felix in einer Familienzusammenkunft den übrigen Mitgliedern der Familie die Gründe auseinander, die ihn zu dem schwerwiegenden Schritt bewogen haben.

Frau Anselma vergaß schnell kleine Mißstimmungen.

So suchte sie ihr Zimmer auf mit dem Gefühl, eine sehr glückliche Mutter zu sein und lauter sehr wohlgeratene und wohlgezogene Kinder zu haben. Sie nahm alles so, wie man ihr es bot, und sie war stolz darauf, daß in ihrem Hause Liebe und Eintracht herrschten nach wie vor dem Tode ihres Mannes. Sie hatte doch wirklich allen Grund, dankbar zu sein und sehr glücklich.

Nicht einmal der Krieg hatte von ihr das Mutteropfer verlangt. Unverletzt waren die Söhne zurückgekommen. Das heißt: Johann! Daß sie doch so leicht vergaß, wie schwer verwundet er gelegen! Man vergaß es nur deshalb, weil Johann damals doch gleich nach Holland gefahren war, beileibe nicht, weil er nur ihr Stiefsohn war. Nein, gewiß nicht! Frau Anselma konnte beruhigt sein. Sie hatte nie einen Unterschied zwischen ihren Stieföhnen und ihren eigenen Kindern gemacht.

Nein, wirklich! Da lag auf ihrem Toilettentisch eine in lustiges Grün gebundene Mappe. Und auf der Mappe lag eine rote Rose. Das war doch wieder ganz Alfred!

Frau Anselma hatte der Böttner geschellt. Als die Jungfer eintrat, fand sie ihre Herrin über eine Mappe voll Bleistiftskizzen gebeugt.

Während die geschickten Hände der Böttner das immer noch schwere Haar Frau Anselmas bürsteten und in zwei Zöpfe flochten, freute sich ihre Herrin an den lustig zarten, rasch hingeworfenen Gestalten aus dem Ballsaal, aus dem Café, von der Straße, aus dem Theater.

„Wissen Sie, Böttner, daß der Alfred immer so feine und so anständige Dinge zeichnet! Ich fahre doch auch nicht blind durch die Straßen. Nein, Böttner, Sie ahnen ja gar nicht, was die Leute heute alles malen und ungeniert ausstellen. Da wird selbst eine alte Frau wie ich rot! — Doch, Böttner, ich bin alt! Denken Sie doch nur! Großmutter könnte ich schon sein. Wenn man erst Großmutter werden kann, ist man alt. — Aber Sie müssen nicht ein so sauertöpfiges Gesicht machen. Ja, ja, ich weiß schon! Sie können nichts dafür,

daß der liebe Herrgott Ihnen die tiefen Falten um den Mund gezogen. Aber ich kenne Sie doch! Sie nehmen an dieser entzückenden kleinen Person Anstoß. Aber sehen Sie nur, es ist eine Tänzerin. Tänzerinnen dürfen so wenig anhaben.“

Frau Anselma sah mit nachsichtiger Miene das wenig bekleidete zierliche Figürchen an.

„Böttner, warum soll ein junger Mann nicht Freude an solch feinen Gliedern haben, noch dazu ein Künstler! Ach, nun finden Sie mich natürlich frivol! Das bin ich aber gar nicht. Aber man muß sich bemühen, der Jugend gerecht zu werden.“

Die schweren in Flechten gebändigten Haare Frau Anselmas hingen ihr über den Rücken herunter. Sie ließ sich noch von der Jungfer in ein bequemes Negligé hüllen.

„Gehen Sie nun, Sie Sauertopf. Ich will mich noch ein wenig an den Zeichnungen erfreuen. — Ja so! Herr Johann kommt morgen! Haben Sie auch alles instand gesetzt? Na, dann ist es ja gut, Böttner. Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Die alte Dienerin ging kopfschüttelnd durch den Korridor, löschte das helle Licht und entzündete eine kleine Nachtlampe.

„Gute Nacht!“ — wie sich das so hinsagte! Aber wenn man den rechten Sinn des Wortes überlegte — die Böttner überlegte viel, sie hatte es so an sich, an allem herumzudeuteln und darüber nachzudenken —, ihr mochte scheinen, daß früher, als der Herr noch lebte, im Haus das mit der guten Nacht einen Sinn hatte. Aber jetzt?

Die Gnädige konnte wohl nicht klagen, sie hatte ihre ungestörte Nachtruhe; und seitdem der erste Schmerz über den Tod des Herrn Geheimrat überwunden war, gab es wohl nichts, das ihre Nachtruhe störte. Aber sie, die Böttner selbst! Solang sie nun im Hause Dettenborn — ein Menschenalter hatte es Herr Felix genannt —, war sie gewohnt gewesen, erst zur Ruhe zu gehen, wenn alle, die in das Haus gehörten, auch darin waren. Und darauf hatte der Herr Geheimrat immer gehalten: wenn er mit dem Riegel das Haustor vorne verschloß, hatte er immer noch durch das Sprachrohr in das Couloir gerufen:

„Böttner, ist die Hintertür abgeriegelt?“

Natürlich war sie immer abgeriegelt worden.

Und jetzt? Der Riegel an der Vordertür wurde gar selten noch vorgeschoben. Jeder hatte im Haus jetzt einen Schlüssel, und jeder kam und ging, wie es ihm beliebte. Sogar Fräulein Gabi fing nun schon damit an. Nun, wenn es an der Herrschaftstür so war — war es dann ein Wunder, wenn die Dienerschaftstür die meisten Nächte ungeriegelt blieb?

Was half es, daß sie darauf sah, die alte Ordnung und Sitte im Dienerschaftsraum zu erhalten? Man lachte ja nur über die alte Böttner. Keiner war da, der hinter ihr stand, so wie der Herr Geheimrat dahinter gestanden.

Einen tiefen Seufzer nach dem anderen stieß die alte Dienerin aus. Was sie nun drunten wieder hatten! Bis auf die Treppe hörte sie das Lachen des Dieners und des Chauffeurs, das Kreischen der Mädchen. Wie sie mit den Köpfen auseinanderfuhr, als sie in die Dienerschaftsstube trat! Die Köchin mit blaurotem Kopf, das Zimmermädchen mit heißen Backen, selbst das Küchenmädchen war dabei gewesen. Ein Blick in die Spülküche genügte — das Silber lag noch ungeputzt auf der Silberbank. Die Abwäsche war noch nicht fertig.

Die Miene der alten Böttner war noch vergrämter als sonst. Sie stupfte die Küchenmagd am Arm.

„Was soll das heißen, Karline? Willst du an die Arbeit gehen? Friedrich, Sie könnten wahrhaftig ein besseres Beispiel geben. Da liegt das Silber noch. Sie wissen recht gut, wie der Herr immer darauf gesehen, daß alles am Abend rechtzeitig fertig wurde.“

Die Mädchen hatten es doch noch in der Gewohnheit, daß die alte Böttner im Souterrain zu befehlen hatte. Sie machten sich schnell zu tun. Anders die beiden Männer. Sie blieben ungeniert sitzen, hatten vor sich Papierschnitzel auf dem Tisch liegen, die sie mit größtem Eifer und Vergnügen zusammenstellten und sich dabei nicht gerade seine Witze zuriefen. Die Böttner warf nur einen Blick darauf.

„Na, nur immer dreist, Jungfer Böttner. Ihnen werden solche Bilderchen nichts mehr schaden.“

„Papierschnitzflüßler! Weg damit!“ Und mit ihren verarbeiteten Händen, auf denen die dicken Altersadern hoch auflagen, streifte sie die Papierschnitzel in ihre Schürze.

Friedrich lachte höhnisch auf. Der Chauffeur sagte:

„Kunstwerke werden es ja gerade nicht sein, sonst hätte sie der Herr Alfred nicht in den Papierkorb geworfen. Aber lustiges Zeug war es. Schade, daß sie zerrissen sind, sonst würd ich mir meine Kammer damit austapezieren.“

„Ja, der Herr Alfred versteht es“, sagte Friedrich mit Augenzwinkern zum Zimmermädchen, das töricht lachend an der Spitze ihrer Schürze zupfte.

„Gehen Sie an Ihre Arbeit, Friedrich“, sagte die Alte barsch.

Aber Friedrich streckte die Beine unter den Tisch, zog eine Zigarettentasche heraus und zündete sich eine Zigarette an.

„Das liegt mir lang gut. Ueberhaupt — am Abend haben wir nicht mehr nötig, zu arbeiten und uns zu schinden.“

„Sie und schinden! Und von wegen nimmer nötig! Na, wir werden ja sehen, was Sie nötig haben und was nicht. Und geraucht wird hier auch nicht, das wären neue Sitten!“ Bei diesen Worten schlug sie mit sicherer Hand Friedrich die Zigarette aus dem Mund. Der Diener fuhr auf die alte Frau zu, der Chauffeur fiel ihm besonnen in den Arm.

„Geh, gib Frieden! Das hat ja gar keinen Sinn.“

Die Böttner hatte nicht mit den Augen gezuckt. Vor dem ruhigen Blick duckte sich der Diener.

„Müssen Sie noch warten?“ fragte die Böttner den Chauffeur.

Der stellte sich stramm, die Hand an der Hosennaht:

„Ja wohl, Herr Geldwebel. Habe zu warten, um die Herrschaften Hesselbach heimzufahren.“

Das gab es früher auch nicht, dachte die alte Dienerin und seufzte. Die Schürze mit den Papierschnitzeln festhaltend, sah sie Friedrich auffordernd an.

„Wenn Sie Ihre Arbeit nicht mehr tun wollen, so wie es der Herr Geheimrat zeit lebens bestimmt hat, dann sagen Sie es doch Herrn Dettkenborn, er wird Sie nicht halten. Bis dahin aber machen Sie Ihre Arbeit, für die Sie bezahlt werden.“

„Keine Sorge, Jungfer Böttner, ich werde mich nicht scheuen. Das Sklavenleben hat ein Ende.“

Die Böttner hörte gar nicht darauf, was er alles sagte, und sie achtete auch nicht der derben Schimpfworte, die der ele-

gante Diener ihr nachrief, als sie in die Küche ging, um im Herdfeuer die Papierschnitzel zu verbrennen. Gleich darauf hörte sie aber das Silber klirren, und das war ihr genug. Sie blieb am Herd stehen, bis alles zu Asche verbrannt war, und dabei dachte sie der Mutter droben, wie sie sich wohl der ausgewählten Zeichnungen freute, während sich das Hauspersonal an all den nackten Frauenzimmern ergötzte, die ohne Scham wiedergegeben waren und durchgerissen in den Papierkorb wanderten.

Dann setzte sie sich mit ihrem Flickkorb, in dem schwarzseidene Strümpfe lagen, unter die helle Lampe an den Tisch im Personalzimmer. Eine Stahlbrille auf der Nase, stopfte sie sorgfältig die Löcher in den feinen Strümpfen der jungen Damen. Das Zimmermädchen machte es den Damen doch nie gut genug, da mußten ihre alten Augen noch herhalten.

Und immer noch nicht klingelte aus dem Rauchzimmer das Telephon. Die Uhr zeigte schon elf. Die Abwaschgeschäfte waren endlich erledigt. Friedrich hatte sich grollend in seine Kammer zurückgezogen. Die Mädchen saßen faul um den Tisch. Der Chauffeur hatte die Urne aufgestückt. Er war zu müde, um zu reden. Die Böttner stichelte und stichelte, und ihre Gedanken wanderten im Haus herum. Die Gnädige war natürlich schon lange zu Bett gegangen. Herr Alfred und Fräulein Gabi waren immer noch nicht nach Hause gekommen, was mochte droben die jungen Herrschaften so lange noch zusammenhalten? — — —

„Ihr könnt sagen, was ihr wollt, und Mutter kann blind sein — ich laß es mir nicht nehmen: die Haarfärberei ist gewiß schon dem Einfluß der Atelierluft zu danken. Außerdem find ich es ganz ungehörig, daß Gabi noch nicht zu Hause ist. Das beweist schon, was von dieser italienischen Stunde zu halten ist.“

Elisabeth hatte sich nicht mehr zurückhalten können.

„Du übertreibst wieder einmal“, sagte Rudolf zu seiner Frau. „Aber wie dem auch sein mag, es ist elf Uhr. Höchste Zeit, daß wir endlich nach Hause gehen.“

Aber trotz der guten Absicht Hesselbachs mußte der Chauffeur doch noch eine weitere Viertelstunde auf den Anruf warten, denn gerade, als Justine dem Wunsche des Schwagers entsprechen und nach dem Chauffeur rufen wollte, traten Alfred und Gabriele in das Zimmer.

Wenn sie auch bemüht waren, sich nicht merken zu lassen, wie wenig sie erbaut waren, die Geschwister noch versammelt zu finden, gerade die Besessenheit, mit der Gabriele versicherte, wie reizend es doch wäre, sie alle noch vorzufinden, war zu auffallend, um nicht zu verstimmen. Gabriels Wangen glühten, ihre Augen strahlten, das goldglänzende Haar gab ihrer Jugendschönheit eine aparte Note. Neidlos, sachlich stellte dies Justine für sich fest, während Elisabeth auf dieses junge Geschöpf, das gewagt, den immer etwas strengen Stil der Dettkenbornschen Damen zu durchbrechen, eine Art Eifersucht empfand. Und je mehr Elisabeth erkannte, daß ihr der Reiz der Schwester abging, um so entschiedener machte sie Front gegen Gabriele. Mit zusammengekniffenen Augen beobachtete sie Gabriele, die ganz unbefangen sich ein Glas Bier einschenkte, einige Salzbrezeln nahm und sich aufseufzend in einen Klubessel schmiegte, die schlanken Beine heraufziehend.

„Und woher kommt ihr eigentlich so spät?“ fragte endlich Justine, als sie die Schwester in der anmutig-lässigen Stellung vor sich hatte.

Alfred, der sich eben eine Zigarre angezündet, fragte dagegen: „Woher sollen wir kommen? Aus der italienischen Stunde!“

„So arg spät kann es doch gar noch nicht sein“, sagte Gabriele mit harmlosem Lächeln. „Sonst wären doch Hesselbachs gar nimmer hier. Ich sagte gleich, als wir noch Licht in der Dienerschaftsstube sahen: da wartet gewiß der Chauff-

feur noch, und die Hesselbachs sind noch oben“, sprudelte Gabriele heraus.

„Allerdings, erst dachte ich, es sei vielleicht etwas passiert oder Johann sei schon gekommen, denn Rudolf hält sich sonst so strikt an die Dettenbornsche Hausordnung und Polizeistunde. Aber wie ich sehe, habt ihr es nur sehr gemächlich gehabt und deshalb nicht auseinandergefunden. Und da ihr euch nun nicht mehr um die Elektrische zu kümmern braucht wie früher, warum sollt ihr nicht, solange es euch gefällt und ihr euch behaglich fühlt, hier zusammensitzen?“

Elisabeth schloß wieder einmal das Blut in den Kopf. Aber sie hielt es für klug, zu schweigen, um so mehr, als Rudolf nur zu der kleinen Schwägerin Anspielungen lächelte. Ja, er lächelte sogar recht wohlgefällig. So sind die Männer! Ein hübsches Lärchen kann sich alles erlauben. Na, sie hätte nur sehen mögen, was für ein Gesicht ihr Rudolf gemacht haben würde, wenn sie sich hätte einfallen lassen, die Haare rot zu färben und solch kurze Kleider zu tragen, daß mandie Wasden sah.

Alfred versteckte sein Grinsen über diese unglaublich freche Kampfweise Gabis, anzugreifen, ehe sie angegriffen wurde, hinter dichtem Rauch. Justine reckte sich noch ein wenig gerader auf und warf einen aufmunternden Blick auf Felix. Der aber schwieg, stöhlich geniert, daß man von ihm ein Eingreifen erwartete. Da sah Justine ein, daß es an ihr blieb, die Angelegenheit zu regeln. So sagte sie streng zu Alfred:

„Ich möchte dich bitten, ein wenig manierlicher deine Zigarre zu rauchen und uns vor allem zu sagen, wie es kommt, daß ihr bis elf Uhr ausbleibt. Du kannst dir vielleicht denken, daß wir Geschwister besorgt waren über euer langes Ausbleiben.“

Alfred hatte sofort höflich seine Zigarre ausgedrückt. Mit Erstaunen sagte er:

„Aber ich bitte, wie konntet ihr euch denn ängstigen? Gabi war doch mit mir! Außerdem hatten wir Mutter alles gesagt. Ich will es aber gern wiederholen. Wir waren also bei Frau Esther Winter, die in ihrem Atelier einem Kreis ausgewählter Freunde Gelegenheit gibt, die italienische Sprache zu lernen.“

„Von sieben bis elf?“ fragte nun spitz Elisabeth.

„Ach, seid doch keine solche Spießer!“ rief Gabriele und knapperte an einer Brezel. „Wir sitzen doch nicht wie die Schulkinder auf Bänken und heben den Finger, wenn wir et-

was wissen! Ich begreife überhaupt gar nicht, warum ihr hier sitzt wie ein Gerichtshof. Was uns Mutter erlaubt, geht euch doch in alle Ewigkeit nichts an!“

Gabriele hatte ihre Beine auf den Boden gestellt. Ein wenig vorgebeugt, saß sie mit glänzenden Augen, wie ein kleines, köstliches Raubtier zum Sprung bereit. Rudolf konnte sich des Reizes nicht erwehren, der von diesem jungen Menschen ausging.

Und Elisabeth, ihres guten Rudolfs Mienen genau kennend, fuhr nun ihrerseits noch

mehr gereizt in die Parade. „Ich meine, daß wir Schwestern wohl dazu etwas zu sagen haben. Unsere gute, arglose Mutter habt ihr mit eurer italienischen Stunde eingekullt! Ein netter Unterricht mag das sein! Natürlich nur ein Vorwand für Amüsement und Flirt und weiß Gott noch was alles. Man kann es sich ja denken, wie es in einem Atelier zugeht. Ich aber, als deine verheiratete Schwester, sage dir: ich finde es ganz ungehörig, daß ein so junges Mädchen aus unseren Kreisen bei einer Künstlerin im Atelier Feste besucht, doppelt ungehörig, wenn dieses junge Mädchen an ihrem Kleid noch den Trauerkrepp um den Vater trägt, der kaum unter der Erde ist.“

„Nun, erlaub einmal!“ Alfred stieg die Röte des Zorns in den Kopf. „Ich muß dich doch bitten, dich ein wenig zu



Gezeichnet

Das bewehrte Kirchlein.

Holzschnitt von D. Waechter.

mäßigen, Elisabeth! Frau Esther Winter ist eine Dame wie du. Du hast kein Recht und keine Veranlassung, über sie und über ihre Gastlichkeit in solchen Tönen zu reden.“

„Und ich werde reden, was ich für gut finde, lieber Alfred.“

„Aber, ich bitte euch!“ Felix suchte die Erregten zu beschwichtigen. „Laßt uns das doch in Ruhe besprechen; ich zweifle nicht daran, daß Alfred sowohl wie auch Gabriele uns, ihren älteren Geschwistern, zubilligen werden, daß wir besprechen, was uns am Herzen liegt — ganz sachlich, ganz ohne persönliche Epochen.“

„Ich möchte wissen, wie man unpersönlich sein kann, wenn es sich um höchst persönliche Dinge handelt, wie in diesem Fall um einen Verkehr für Gabi, den Vater niemals zugegeben hätte, ebensowenig, wie er geduldet hätte, daß sich Gabriele ihre Haare färbt wie eine Komödiantin. Daß sie so wenig das Andenken unseres lieben Vaters ehrt, das kränkt mich am meisten.“

Der Ton war falsch, den Elisabeth angeschlagen, und ehe noch Justine eingreifen konnte, war Gabriele aus ihrem Sessel aufgefahren.

„So! Weißt du vielleicht noch was? Nein? Na, das ist nur gut! Nun will ich dir aber etwas sagen. Was geh ich dich überhaupt an? He? Das müßt ich schon wissen. Ja, ihr tut euch leicht! Ihr, die ihr eure Jugend habt ungeschmälert genießen können. In unsere Kinderstube da ist hin und wieder ein Ton von der Musik gedrungen, nach der ihr getanzt habt. Und all die gepußten Menschen, die haben wir höchstens durch eine Türspalte sehen können, während die Miß in der Küche herumschnüffelte. Natürlich, wenn wir Kinder geschmüffelt hätten, wäre es shocking gewesen, wenn's aber die Miß tat — —“

„Aber ich bitte dich, beruhige dich, Gabi!“ Justine versuchte, auf die Erregte einzuwirken.

„Nein, ich will mich nicht beruhigen! Du bist gerade so! Was haben wir denn bisher von unserer Jugend gehabt? Wir aus guten Häusern? Für uns hatte es sich nicht geschickt, jung und fröhlich zu sein. Jedes Dienstmädchen, jedes Fabrikmädchen durfte sich amüsieren, wenn ihr Schatz in Urlaub kam. Die durften tanzen. Wir aus gutem Hause hatten uns gefest zu benehmen, immer des Krieges eingedenk zu sein.“

Mit blühenden Augen, mit bebenden Händen, mit unterdrücktem Schluchzen in der Stimme hatte Gabriele ihrem Herzen Luft gemacht. Betreten machte keiner mehr den Versuch, sie zu unterbrechen. Nun warf sie sich, das Weinen nicht mehr unterdrückend, in den Sessel.

Felix sah betreten zu den Schwestern. Elisabeth hatte nur ein indigniertes Schulterzucken. Justine stand auf und trat neben die Weinende.

„Beherrsche dich doch, Gabi!“

„Nein!“ schrie diese, das heiße Gesicht ihr zuwendend.

„Ich will mich nicht beherrschen.“

„Aber Gabi, so beweist du uns gerade, wie kindisch du noch bist und wie sehr wir es noch nötig haben, auf dich zu achten. Geh nun zu Bett. Wir wollen morgen, wenn du ruhiger bist, weiter darüber reden.“

„Nichts werden wir morgen reden! Und ich geh zu Bett, wann es mir paßt.“

Und dann, ohne der anderen mehr zu achten, sprang sie wieder auf und verließ das Zimmer fluchtartig, um im oberen Stockwerk, gerade vor ihrem Schlafzimmer, in den Armen der alten Böttner zu landen und nun völlig hemmungslos in deren altes verschwiegenes Herz all die zurückgehaltene Sehnsucht nach harmlosen Jugendfreuden, nach lieben und geliebt werden auszuschnüffeln, wie früher, wenn ein Spielzeug zerbrochen war, wenn ein Vergnügen verwehrt worden.

Im Rauchzimmer waren die Geschwister bedrückt zurückgeblieben. Alfred hatte sich mit der Bemerkung zurückgezogen: „Wenn möglich, laßt mich bei der weiteren Sache aus dem Spiel. Gute Nacht, Herrschaften.“

Rudolf war aufgestanden, hatte die Zigarrenasche abgestreift und Elisabeth einen Wink gegeben, worauf sie zum Telephon ging und das Auto bestellte.

„Ja, was nun?“ fragte Felix.

„Wir werden morgen sehen.“

„Ach was!“ Rudolf drehte die Zigarre zwischen den Fingern. „Entschuldigt, aber ich finde, ihr seid alle auf einem Holzweg. Hat sie denn nicht recht, die kleine Gabi? Was hat denn das Kind bisher von seinem Leben, von seiner Jugend gehabt?“

Justine sah den Schwager mit einem seltsam bitteren Lächeln an.

„Haben die meisten von uns, um deren Jugendfreuden das Kind uns beneidet, nicht ganz andere Opfer bringen müssen als Tanzvergnügen und Tennispartien, um die diese törichtsten Kinder weinen wie um eine verlorene Jugend?“

Da schwiegen sie. Wer hätte etwas sagen können, nachdem Justine gesprochen, die sonst nie auf das Leid anspielte, das sie betroffen, das ihrem Leben eine ganz andere Richtung gegeben, die den Schmerz um den gefallenen Verlobten ganz allein überwunden. Die eines Tages zum Vater in das Kontor getreten und von ihm einen neuen Inhalt für ihr Leben gefordert, einen Anteil an der Arbeit für die Firma. Die sich dann von unten herausgearbeitet die Kriegsjahre hindurch bis zur Privatsekretärin.

Selbst Elisabeth schwieg; und als die Autosirene erklang, gab sie der Schwester nur stumm die Hand.

„Gute Nacht.“

Als Justine das Auto abfahren hörte, fragte sie, wieder ganz die Alte:

„Wann wird Johann morgen hier sein?“

„Zu Mittag, Justine.“

„Ist recht, Felix, gute Nacht. Willst du bitte das Haus noch riecheln?“

„Lothar scheint noch nicht zu Hause zu sein.“

„Ach so! Ja, Lothar.“

Endlich wurde es still im Hause Detttenborn.

„Am Mittag!“ das war das Lösungswort für den nächsten Tag im Hause Detttenborn. Nicht nur in der Küche und beim Personal herrschte eine gewisse Erregung. Auch Frau Anselma, genau wie ihre jüngeren Kinder, die kurz vor Mittag die Mutter in ihrem Toilettezimmer aufsuchten, war erregt und auch ein wenig befangen.

Wie dieses erste Wiedersehen mit Johann wohl verlaufen würde?

„Es kommt immer im Leben auf den ersten Eindruck an, auf das erste Wort!“ sagte sie zu den beiden, die geduldig warteten, bis die Witwenschneppe auch wirklich ganz richtig in der Mitte saß: nicht zu weit hinten, aber auch nicht zu weit in die glatte Stirn herein. Wenn auch Frau Anselma vielleicht nicht ganz so äußerlich den „ersten Eindruck“ aufgefaßt, wie es den Anschein bei dieser sehr sorgfältigen Überprüfung ihres Gesamtmenschen hatte: ein nicht zu unterschätzender Faktor war für Frau Anselma die Gewandung und das Aussehen einer Person. Die innere Sicherheit eines Menschen schien ihr sehr abhängig von der äußeren Erscheinung.

Als sie nun im Spiegel die durch die Erregung leicht geröteten Wangen sah, erschienen sie ihr fast ungehörig für die Witwe eines Justus Detttenborn, und zum erstenmal hätte sie nach milderndem Puder greifen mögen, sie, die ihr ganzes Leben ihren Kindern gepredigt: Wasser und der Schlaf vor Mitternacht seien die besten Medikamente für einen guten Teint.

Gabriele, die den Ärger und den Kummer des vergangenen Abends verschlafen und deren junge Augen siegreich wieder in das Leben sahen, das ihr so verlockend, so voll herrlicher Erfüllungen erschien, trieb die zaudernde Mutter an.

„Muttschen, du bist doch immer die schönste von deinen Töchtern.“

Ein leichter Backenstreich lohnte die Schmeichelei. Aber auch die beiden, die ihr am nächsten am Herzen lagen, mußten sich einer Prüfung unterziehen.

Gabi sah reizend aus. Und Alfred?

„Muß dein Jackett diese komische Falte über der Brust haben?“

„Ja, Muttschen, das ist neueste Mode.“

„Und die eingeschnürte Taille — komisch, du siehst eigentlich wie ein Mädchen im Herrenkostüm aus. — Also nun kommt!“

Frau Anselma ließ sich von ihren Trabanten erst noch einmal in das Speisezimmer führen, ehe sie den Salon betrat.

Sie befahl dem Diener, die schweren Vorhänge zuzuziehen, den trüben Tag auszusperren und die elektrische Krone zu entzünden.

Zufrieden überblickte sie dann die Tafel. Jetzt erst bligte das Silber und das Kristall festlich im strahlenden Licht, daß auch sofort die tiefroten Tulpenknospen, die soeben vom Treibhaus gebracht worden waren, zur Entfaltung kamen.

Als dann die Frau des Hauses in den kleinen Salon trat, da fand sie den Erwarteten im Gespräch mit Justine und Selig über die ersten Eindrücke, die der so lange Ferngebliebene von Deutschland gehabt hatte. Er stand mit dem Rücken gegen die Tür, und als er sich umwandte, da blickte er einen kurzen Augenblick stumm auf die Gruppe, die sich seinen Blicken bot.

An Frau Anselma schien die notvolle Zeit spurlos vorübergegangen zu sein. Die schwere Trauerkleidung gab ihr eine Würde, die ganz seltsam zu den warmen Farben des Gesichts, zu den schweren Haaren, zu der glatten Haut, die noch keine Falten aufwies, zu den warm blickenden Augen stand. Das junge Geschöpf neben ihr? Das mußte ja die kleine Gabi sein. Himmel, diese goldstrahlenden Haare und diese suchenden, fordernden Augen, das war seine Schwester Gabriele?

Sie hatten sich inmitten des Zimmers getroffen. Der Stiefmutter hatte Johann die Hand ehrfurchtsvoll geküßt. Es war ihm blitschnell durch den Kopf gegangen: Wie stark mußte die Frau im Leid geworden sein, daß sie ihm gegenüber treten konnte, so gefaßt, so ungebrochen von ihres Landes Not und Schmach, von ihres Hauses Sorgen und Jährnissen, vom Tod des besten Chemanns, den es geben konnte. Er war voll Bewunderung, die aus seinen Augen sprach und die Anselma fast befangen quitierte. Sie hatte es sich ja gleich gedacht, sie sah wirklich nicht wie eine trauernde Witwe aus, trotz dem Krepp.

„Willkommen, lieber Johann!“ sagte sie mit der ihr so reichlich zur Verfügung stehenden Anmut. „Herzlich willkommen im Vaterhaus! Wir haben uns so lange nicht gesehen; es ist viel unterdessen geschehen. Dein lieber Vater —!“ Diese Worte rissen Johanns Blick von Gabriele, die ihm die Hand entgegengestreckt und ihn mit dem Ausdruck eines vertrauenden Kindes und eines neugierigen Kindes ansah.

„Gabi, kleine Gabi!“ hatte er nur gesagt. Aber Gabriele war mit dem Tonfall sehr zufrieden, aus der gefürchteten Respektsperson war für sie wieder der große Bruder geworden, der immer für die kleine Gabi Nüsse und Leckereien in seinen Taschen getragen hatte.

Justine hatte sich unauffällig aus dem Zimmer begeben, als die Mutter eingetreten; sie wollte, wie sie sich es angewöhnt, noch einen Blick auf den Tisch werfen, Friedrich war nachlässig geworden. Sie prallte ordentlich zurück vor der strahlenden Beleuchtung, unter der das Tischgerät flirrte und strahlte.

„Was fällt Ihnen ein, Friedrich?“ herrschte sie den Diener an. „Machen Sie die Vorhänge auf.“

„Verzeihung, Frau Geheimrat haben befohlen.“

Eine tiefe Falte grub sich in Justines Stirne.

„Dann ist es etwas anderes.“

Es war auch nichts mehr zu ändern, das Gong hatte schon durch das Haus geklungen, die Böttner war mit der großen Suppenschüssel eingetreten. Die Familie kam lebhaft sprechend durch die Flügeltür, die Friedrich geöffnet.

Frau Anselma hatte den Arm des Heimgekehrten genommen, ihre Hand lag leicht wie ein Flaum auf seinem Arm. Sie bemühte sich, neben dem Hinkenden ihren gewohnten rhythmischen Schritt zu behalten, und sie war froh, als man glücklich saß. Frau Anselma litt selbst körperlich, wenn sie an Leiden und Schmerzen gemahnt wurde, wenn sie nicht absolute Harmonie und Gesundheit um sich hatte.

Die Gesichtsverwundungen waren zum Glück sehr günstig verheilt, eine kleine Schmarre unter dem linken Auge war kaum nennenswert und veränderte den Ausdruck gar nicht. Immer wieder mußte Frau Anselma in dies Gesicht sehen, und immer mehr wuchs aus dem ruhigen, ernsten Gesicht ihr gegenüber das Gesicht ihres Mannes heraus.

„Du mußt verzeihen, daß ich dich wieder und wieder ansehe, Johann. Aber es ist fabelhaft, wie du meinem geliebten Justus, deinem Vater, ähnlich geworden bist.“

Und ihre übrigen Kinder eines nach dem anderen musternd, sagte sie:

„Nein, keiner gleicht ihm so wie du!“

Die Geschwister hatten das gleiche schon bei sich festgestellt. Es war, als ob ihr Vater verjüngt wieder in sein Haus getreten, an seinem Tisch Platz genommen. Und doch hatten die Bilder des jungen Justus Dettenborn ein kleines Lächeln in den Mundwinkeln, die sich bei Johann etwas abwärts zogen.

Johann selbst schickte prüfende Blicke über die Tafel. So lange war er dem Hause ferngeblieben! Er mußte sich erst wieder zurechtfinden. In seiner offenen Weise sagte er:

„Wir werden uns noch viel und eingehend betrachten müssen, glaub ich, bis wir uns gegenseitig wiederfinden. Ich bitte euch, helft mir nur selbst etwas dabei. Bedenkt, aus den meisten von euch sind in den Jahren aus Kindern Menschen geworden, das ist doch immer das Erstaunlichste. Findest du das nicht auch, liebe Mutter?“

„O ja“, sagte sehr überzeugt Frau Anselma. Sie mußte doch wahrlich hier am Tisch allein, was das heißt, an den heranwachsenden Kindern die eigene schwindende Jugend, das heranahende Alter messen zu können.

„Und wie war deine Reise, lieber Johann?“ fragte Frau Anselma, das Gespräch auf ein weniger persönliches Gebiet bringend.

Johann erzählte von Berlin, von den wenig erfreulichen Eindrücken, die er dort im Flug gehabt.

„Das Schlimmste ist: im Ausland ist ‚Berlin‘ Deutschland. Darf einen wundern, wenn dann das Urteil über das besiegte Land, über seine Geschäftsleute, über seine Frauen so klingt? Aber Gott sei Dank, man darf Berlin vergessen.“

Frau Anselma sah ein wenig erstaunt darein; was meinte der gute Johann damit? Justine schaute den Bruder prüfend an. Lothar aber sagte:

„Ich denke doch, Berlin ist der Mittelpunkt des Lebens in Deutschland. Dort allein weiß man, was arbeiten heißt, dort kennt man die Atemlosigkeit der Betriebe, dort ist was los —“

„Das sagst du, der du hier lebst und arbeitest? Du kennst wohl kaum das Berlin nach dem Krieg?“

„O doch, Vater schickte mich im vergangenen Jahr hin.“

„Ach, und ich möchte um mein Leben gern auch einmal hin!“ sagte Gabriele mit lebenshungrigen Augen.

„Du, kleine Schwester? Was willst du denn in Berlin?“

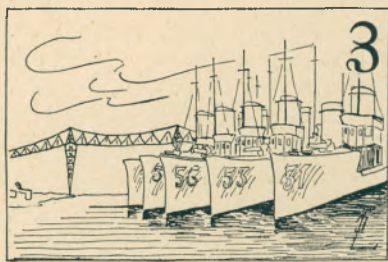
„Leben!“ — — —

• • •

(Fortsetzung folgt.)

Seemanns Werdegang.

Von Kapitänleutnant Joachim Liehmann, Kiel.



3 u beiden Seiten einer Holzbrücke festgemacht, liegen die fünf Boote der . . . ten Torpedobootshalbflottille in ihrem Heimatshafen. An Land steht eine Schar junger Matrosen in zwei Gliedern angetreten. Das erste Jahr ihrer infanteristischen Ausbildung ist herum. Jetzt endlich ist ihr allzeit gehegter Wunsch, der sie mit unwiderstehlicher Gewalt zur freien See hintrieb, in Erfüllung gegangen. Sie sind an Bord kommandiert worden, noch dazu zur Torpedowaffe, und zum rein militärischen Dienst kommt künftig noch die Ausbildung an Bord, die sie zu tüchtigen Seeleuten machen soll. So betrachten sie die schmucken Kriegsfahrzeuge, die ihnen auf Jahre hinaus als Heimat dienen werden, denn auch erwartungsvoll mit gebührendem Respekt.

Der Adjutant erscheint mit der Liste. Eine kurze Ansprache mit anschließender Verteilung, und wenige Minuten später stehen die Leute, beladen mit dem alle ihre Habseligkeiten enthaltenden dickbäuchigen Kleidersack, auf den einzelnen Booten, wo sie von ihren Vorgesetzten in Empfang genommen werden.

Das Bordleben.

Erstaunt blicken sie sich um. Sie haben schon mancherlei über die beschränkte Unterbringung an Bord gehört, im Gegensatz zu ihren bisherigen geräumigen Kasernenstuben. Daß es aber möglich sei, in solchen „Etuais“ zu wohnen, und sie gar noch mit vielen Kameraden zu teilen, das hat keiner von ihnen sich träumen lassen. Doch die Aufnahme, die ihnen von der übrigen Besatzung zuteil wird, hilft ihnen rasch über die anfängliche Beklemmung hinweg. Treue Kameradschaft war von je ein Kennzeichen des Seemannsberufes. Ohne sie ist an ein gedeihliches Zusammenleben schlechterdings nicht zu denken. Mit Hilfe ihrer neuen Kameraden gelingt es ihnen auch endlich, nach anfangs vergeblichen Versuchen, ihre Sachen in den winzigen Spinden und „Backskisten“ unterzubringen. Es gibt kein Plätzchen an Bord, welches nicht auf das sinnreichste bis in den letzten Winkel ausgenutzt wäre.

Die vielfältigen Eindrücke ihres gänzlich veränderten Lebens in sich aufzunehmen, ist unseren Rekruten fürs erste nicht möglich. Aber es geht doch ein Ahnen durch ihr Gemüt, daß, wie jedes andere Ding, auch das Bordleben seine zwei Seiten hat, und daß der sprichwörtliche frisch-fröhliche Torpedobootsdienst und die Seefahrt mit ihren reichen Abwechslungen sie diese Unbequemlichkeiten bald vergeffen lassen werden.

Bei der Abendmusterung empfängt jeder der Neulinge seine Hängematte mit dem dazugehörigen Bettzeug. So eine Hängematte ist ein eigen Ding und unduldsamer oft als ein störrischer Gaul. Froh, sie auf der einen Seite erklimmen zu haben, fliegt man auch schon im nächsten Augenblick auf der anderen recht unsanft auf das harte Deck hernieder und braucht dabei für den Spott der Kameraden nicht zu sorgen. Allein Übung macht den Meister. Hat man den Kniff erst heraus, so liegt man in der Hängematte sicherer als in Abrahams Schoß, und manch alten Seemann gibt's, der sie beileibe nicht mit einer feststehenden

Lagerstatt vertauschen möchte. Auch unsere jungen Matrosen finden sich schließlich darein und sind bald entschlummert. Und das ist gut. Denn der Dienst, der sie in den nächsten Tagen erwartet, erfordert ihre ganze Frische.

Der wachhabende Offizier zieht die Uhr. Sechs Uhr früh. „Alle Mann wecken!“ Mit der ihm eigenen Geschwindigkeit eilt der Bootsmaat (Unteroffizier) der Wache von Boot zu Boot. Lang gezogene Piffe aus seiner Bootsmannspfeife lassen die Besatzungen hochfahren.

„Überall zurt Hängematten!“

Jetzt heißt es, keine Minute verlieren und rein in die Kleider, bevor der gestrenge Vorgesetzte erscheint und dem Säumigen etwas unsanft nachhilft. Denn nach einer Viertelstunde müssen die Hängematten vorschriftsmäßig zusammengerollt und verstaut und die Wohndecks geräumt sein. Der Unteroffizier vom Dienst meldet die angetretenen Leute dem wachhabenden Offizier zur Stelle, dann heißt es „Alle Mann sich waschen!“ Wer nun etwa wie daheim bei Muttern oder auch auf den größeren Schiffen zum Waschtisch oder in die Waschräume eilen will, wird sich auf einem Torpedoboot vergebens nach einem solchen Luxus umsehen. An Oberdeck, in der frischen Morgenluft, geht diese nützliche Tätigkeit unter Zuhilfenahme von Püßen und Balgen vor sich.

Das stärkt Leib und Seele und macht auch den Verschlafensten rasch munter. Dann geht's ans Frühstück. Mit Donnergepolter werden die bis dahin an der Decke in eisernen Bügeln aufgehängten Backen (Tische) und Banken (Bänke) an Deck gestellt, während die dazu abgeteilten Leute aus der Kombüse den dampfenden Kaffee heranholen, den der Koch, einer der größten Künstler und dabei der Geplagteste unter der Besatzung, mit sorgfamer Hand schon lange vor dem Wecken bereitet hat. Nahezu drei Viertelstunden währt das fröhliche Treiben, wobei der Seemannsmagen unter dem Einfluß der stets hungrig machenden Seeluft bisweilen Erstaunliches zu leisten imstande ist; dann wird aufs neue der Piff des Bootsmaaten vernehmbar, diesmal in anderer Schattierung: „Pfeifen und Lunten aus, Klarmachen zum Dienst!“

Geschäftige Hände schlagen Backen und Banken hoch, alles Herumliegende wird sorgsam verstaut, und um 7 Uhr 30 Min. werden beide Divisionen, die seemännische und technische, der auf jedem Boot hundertköpfigen Besatzung ihren Offizieren zur Stelle gemeldet.

Nach einem

„Reinschiff“

von einstündiger Dauer, wobei sich wahre Sturzbäche frischen Außenbordwassers aus den Feuerlöschschläuchen bis in die entlegensten Winkel ergießen, beginnt der Gefechtsdienst. Die Rekruten aber werden gesondert vorgenommen, um sie in kürzester Zeit recht gründlich mit den Räumlichkeiten und der sonstigen Eigenart des Bootes vertraut zu machen. „Bootskunde“ hat es der Kommandant mit nüchternen Worten bezeichnet. Aber es birgt — so wähnen die davon Betroffenen — den Teufel in sich! In kleinen Gruppen sieht man sie unter der Führung ihrer Unteroffiziere blühtartig über Deck fliegen. „Auf dem Signaldeck antreten, marsch, marsch!“ „Da ist wahrhaftig schon wieder einer der Letzte!“ — Der Schweiß tritt den Leuten auf die Stirn, und der Beobachter hat seine Freude dran. Ist es doch auch ihm einstmals so ergangen, und ist es doch das einzige Mittel,

sich die an Bord eines Schiffes und zumal Kriegsschiffes unbedingt nötige Gewandtheit und Behendigkeit anzueignen. Die steilen Niedergänge, welche es vor allem auf die Schiene abgesehen zu haben scheinen, setzen dem ungeübten Landrattenbein anfänglich ein fast unüberwindliches Hindernis entgegen, dem nur durch intensive Bewegung abgeholfen werden kann. Dadurch lernt jeder Mann das Boot kennen und weiß auch, wohin er sich beim Manöver zu begeben hat, beim Antreten nach der Feuerrolle, beim Lecksicherungsdienst und nicht zuletzt auf den Gefechtsstationen.

Die Musterung.

Um 11 Uhr 30 Min. tritt die Besatzung an zur Musterung (Appell) durch den Kommandanten. Mit prüfendem Blick mustert er das Aussehen und den Anzug seiner Leute. In kurzer Ansprache heißt er die neu an Bord kommandierten Matrosen auf seinem Boot willkommen und ermahnt sie, stets der stolzen Tradition der Torpedowaffe eingedenk zu sein, die von jedem einzelnen in jeder Lage die volle Hingabe eines ganzen Mannes erfordert. Dann beginnt die Mittagspause.

Abermals raseln die Eisengestelle der Backen und Banken, und abermals holen die betreffenden Leute in großen blechernen Terrinen aus der Kombüse das kräftige Essen. Wie der Koch es fertig bringt, in einem Raum, in welchem er sich kaum umdrehen kann, die in jeder Hinsicht vortrefflichen Mahlzeiten für die hundert Mann der Besatzung zuzubereiten, bleibt oft selbst dem ältesten Torpedobootsfahrer ein unlösbares Rätsel!

Später kommt die kurze Seemannspfeife zu ihrem Recht. Mancher auch streckt sich zu einem Mittagschläfchen aus, bis ihn um 1 Uhr 30 Min. der Dienst aufs neue in die Wirklichkeit zurückruft.

Dieser wird da fortgesetzt, wo er am Vormittag aufgehört hat. Hinzukommt der Unterricht auf den für jeden Mann im Gefecht, beim seemannischen Manöver und in Gefahrfällen vorgesehenen Stationen.

Und wenn um 4 Uhr die Freizeit beginnt, verspürt jeder eine recht schaffene Müdigkeit, und manch einer mag es vorziehen, an diesem Tage lieber an Bord von den Strapazen auszuruhen, als an Land auf Urlaub zu gehen.

Nur das Kartoffelschälchen für das Mittagmahl des folgenden Tages nimmt die Leute noch einmal für kurze Zeit in Anspruch. Die Neulinge werden hierbei von den älteren Kameraden, jeder nach seiner musikalischen Begabung, in die an Bord gebräuchlichen Soldaten- und Seemannslieder eingeweiht. Jede Bootsbefatzung bildet gewissermaßen einen Gesangsverein für sich, und nichts gewinnt uns auf

unseren sommerlichen Auslandsreisen die Zuneigung der Bevölkerung mehr als gerade unsere schönen deutschen Lieder!

Der Tag geht zur Neige. Um 7 Uhr 30 Min., während die an Bord Gebliebenen zur Musterung angetreten sind, geht der wachhabende Offizier seine Runde über alle Boote der Halbflottille. Die Wohnräume müssen zu dieser Zeit gründlich reingefegt sein. So erfordert es die strenge Vorschrift, und wehe dem Diensthabenden, der sich hierin die geringste Nachlässigkeit zuschulden kommen läßt.

„Ruhe im Schiff!“

Unterhalb Stunden später läßt sich zum letzten Male die Bootsmannspfeife vernehmen: „Ruhe im Schiff!“

Das Bibliotheksbuch wird fortgelegt, das elektrische Licht ausgedreht, und bald lassen tiefe Atemzüge erkennen, daß der wohlverdiente Schlaf seine Herrschaft angetreten hat.

Die Zeit geht rasch dahin. Die Rekruten fühlen sich mit jedem Tag heimischer, und bald kommt es ihnen vor, als gehörten sie schon jahrelang zur Besatzung.

Ihre erste kurze Seefahrt haben sie bereits hinter sich. Die Ausbildung aber nimmt ihren stets steigenden Verlauf. In einer geschützten Bucht vor Anker liegend, nimmt der Kommandant seine gesamte Besatzung einschließlich der Rekruten zum Rollenergützen zusammen.

Tag für Tag dröhnt das stählerne Deck unter dem Tritt der Mannschaft, die sich eilend auf ihre Stationen begibt, je nachdem ein aus-



In allen Sätteln gerecht.

Scherl Bilderdienst

Der auf einer Weltreise befindliche deutsche Kreuzer „Emden“ hat als weitere Etappe kürzlich die Kanarischen Inseln besucht. Spanische Regierungsvertreter luden die gesamte Besatzung zu einem Kamelausflug nach dem 375 m hohen erloschenen Vulkan Montania de Fuego ein. Unser Bild zeigt die Seeleute beim Aufsitzen im Dorfe Teiza auf Lancerote.

gebrochenes Feuer zu löschen, ein Leck zu dichten ist, oder je nachdem der Kommandant ein anderes Allemennsmanöver befiehlt. Zwischendurch kommt auch der Unterricht in seemannischen Arbeiten, Bootsrudern, Dienstkenntnis und Signaldienst nicht zu kurz. Die Hauptsache aber bleibt der Gefechtsdienst. Denn was bedeutet ein Kriegsschiff, das nicht auf der vollen Höhe seiner Kampfkraft steht! So sieht man denn nach dem allmorgendlichen Rollenergützen auch unsere Rekruten unter Aufsicht des Artillerieoffiziers und unter der Führung kundiger Unteroffiziere die Geschütze bedienen, als gelte es, die feindlichen Zerstörer reihenweise auf den Meeresgrund zu befördern. Auch mit den Torpedos, unseren Riesenzigarren, werden sie vertraut gemacht; soweit es für den einzelnen in Betracht kommt. Und sie beginnen sie mit jener ehrfürchtigen Liebe zu betrachten, die sie gleich lebenden Wesen nun einmal beanspruchen, wenn sie eines Tages die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen sollen.

Der Kommandant aber hat seine stille Freude daran. Es sind ganze Kerls, seine prächtigen Leute. So kann er mit Ruhe der kommenden Manöverzeit entgegensehen, die an ihn und seine Besatzung die höchsten Anforderungen stellen wird.

Astronomisches vom April 1927.

Von Prof. C. Hülskötter.

Für den ältesten römischen Kalender, der bekanntlich mit dem März das Jahr begann, soll der Name des folgenden Monats, in den die Frühlingsblüte fiel und der somit die schönste italienische Jahreszeit eröffnete, von dem lateinischen Wort *aperire* = eröffnen abgeleitet worden sein. Für unsere nördlichere Gegend ist er der „Wetterlaunige“, und nach der Volksmeinung über sein meteorologisches Verhalten heißt es denn auch: „Der April — tut, was er will.“ Hieraus werden auch die Ausdrücke „Aprillaune“ und „Aprilnarr“ verständlich, ebenso die Sitte, „jemanden in den April schicken“.

Wie sehr sich in diesem Monate unser Sternhimmel gegen die Wintermonate verändert zeigt, beweist vor allem der Blick auf die Milchstraße. Sie hat ihre beherrschende Stellung in der Zenitlage ganz verloren und kommt nur noch am Horizont des Abendhimmels zur Geltung. Das Sternbild des Großen Löwen ist aus dem Osten ins Zenit gewandert und der Orion schiebt sich an, im Westen zu verschwinden.

Als schönes Objekt zur Beobachtung, allerdings mit — wenn auch nur kleinem — Fernrohr, kommt der Sternhaufen „Krippe“ im Krebssternbild für diesen Monat in gute Stellung. Dem freien Auge bietet er sich als ganz matter weißer Fleck nur, gelegen fast inmitten der Verbindungslinie Pollux—Regulus. Allerdings wird der Mond wohl im zweiten und dritten Monatsviertel durch seine Helligkeit etwas störend einwirken. Auch die ähnliche Gruppe im Haar der Berenike sei in gleicher Weise empfohlen.

Das tägliche, recht merkwürdige Höhersteigen der Sonne tritt sehr augenfällig hervor, wenn man täglich bei festgelegtem Augenpunkt — etwa in derselben Ecke einer bestimmten Fensterscheibe — mittags 12 Uhr ihre Stellung zu leicht erkennbaren, unveränderlichen Merkzeichen, wie Turmspitzen, Blißableitern, Hausecken usw., verfolgt. Man wird damit die Tagesverlängerung erfassen, die sich im ganzen aus folgenden Daten für unsere Gegend ergibt: Am 1. April Sonnenaufgang 6 Uhr 2 Min., Untergang 7 Uhr 6 Min.; am 30. April dagegen Aufgang 5 Uhr 2 Min., Untergang 7 Uhr 58 Min. Auch sei nochmals auf die Sonnenflecken hingewiesen (vgl. Heft 3 vom März dieses Jahres).

Der Erdtrabant Mond erreicht am 2. April Neumondstellung morgens 5 ½ Uhr, erstes Viertel am 9. April nachts 1 ¼ Uhr, Vollmond am 17. April morgens 4 ½ Uhr und letztes Viertel am 24. April abends 11 ¼ Uhr.

Von den Planeten bleiben Merkur, Jupiter und Uranus fast gänzlich unsichtbar, weil sie in Nähe der Sonne weilen. Erst in den letzten Tagen des Monats wird Jupiter etwa 1 ½ Stunden vor der Sonne wieder aufgehen; ähn-

Sternbilder im NO-Quadrant.

1. Schwan. 2. Cepheus.
3. Leier mit Wega.
4. Drache. 5. Kl. Bär.
6. Herkules.
7. Krone.
8. Gr. Bär.

1. Schlange.
2. Bootes mit Arktur.
3. Jagdhunde.
4. Kl. Löwe.
5. Berenike.
6. Gr. Löwe.
7. Jungfrau mit Spica.
8. Waage.
9. Rabe.

Sternbilder im SO-Quadrant.

Sternbilder im NW-Quadrant.

1. Andromeda.
2. Cassiopeia.
3. Perseus.
4. Fuhrmann mit Capella.
5. Stier mit Aldebaran.

1. Orion m. Beteiguze.
2. Zwillinge mit Castor und Pollux.
3. Krebs.
4. Kl. Hund mit Procyon.
5. Wasserschlange.
6. Gr. Löwe mit Regulus.
7. Sirius.

Sternbilder im SW-Quadrant.

Bild des Himmels im rheinisch-westfälischen Industriegebiet
Anfangs April gegen 10 Uhr, Mitte 9 Uhr und Ende 7 Uhr abends.

Zeichen-Erklärung:

Sterne: ★ 1. Größe; ★ 2. Größe; ● 3. Größe; ● 4. Größe; ☾ Mond; ☿ Planeten; ☼ Nebel und Sternhaufen.
Die Namen der Sterne 1. Größe sind dem Sternbildnamen beigegefügt.

liches gilt auch für Uranus, so daß beide in den nächsten Monaten wieder günstigere Stellungen zur Auffindung erlangen werden. Venus bleibt strahlender Abendstern mit noch immer mehr verspätetem Untergang; zu Ende des Monats wird sie fast 3 ½ Stunden sichtbar sein. Mars läßt im Lichte auch weiterhin sehr nach, bleibt bis nach Mitternacht noch über dem Horizont zu verfolgen und wandert aus dem Stier in die Zwillinge (vgl. Karte). Saturn wird nach und nach bereits vor Mitternacht aufgehen, so daß er am Schluß des Monats schon kurz vor 10 Uhr hochkommt, aber er steht tief in den Dünsten. Neptun bleibt in günstiger Stellung noch für uns (vgl. Karte).

Von einigen Sternwarten wurde Auffindung von Kometen gemeldet — im ganzen vier seit Jahresbeginn —, aber auch diese sind ebenso wie die vom Schluß des Jahres 1926 wegen ihrer winzigen Größe für die Allgemeinheit nicht von Bedeutung.

An Meteoriten dürften vielleicht um den 10. April solche aus dem Sternbild der Leier kommend in merklicher Zahl auftreten; sie sind, wegen der tiefen Stellung der Leier, vor Mitternacht am nordwestlichen Horizont hauptsächlich zu erwarten.

Im übrigen wird für das Verständnis der Sternkarte auf den Januarbericht dieses Jahres wieder verwiesen.



Die Elektrizität im Haushalt.

Stromverbrauch und Stromkosten der wichtigsten Haushaltgeräte.

Der eigentliche Sinn und Zweck der Technik besteht darin, den Menschen durch ständige Vervollkommnung der Maschinen und Geräte von niederer Arbeit zu entlasten, damit er seine Kraft für wertvollere Dinge frei bekommt. Am wenigsten ist diese wichtige Aufgabe bisher im Haushalt erkannt worden, und nur ganz langsam bricht sich auch hier die Überzeugung Bahn, daß insbesondere die elektrische Kraft berufen ist, nicht nur durch bessere Beleuchtung, sondern durch Umwandlung in Wärme oder mechanische Arbeit die Arbeit der Hausfrau zu ersetzen bzw. zu erleichtern. Bei dem Fortschreiten der Elektrowärmanwendung im Haushalt erinnere man sich der Zeiten, wo das elektrische Licht noch als ein Luxus galt. Die heute häufig noch als Luxus aufgefaßte Elektrowärme- und -Kraftanwendung dürfte sich morgen ebenso siegreich ihr Gebiet im Haushalt erobern haben.

Von den Haushaltgeräten, die die Wärmewirkung des elektrischen Stromes verwenden, ist das Bügeleisen das bekanntestgewordene. Viele Hausfrauen sind sich daher schon bewußt, daß nicht jedes elektrische Bügeleisen gleichwertig ist, und sie verstehen bereits kritisch zu wählen und ein Bügeleisen nach ihren Erfahrungen zu beurteilen. Die Spitze eines Bügeleisens muß am heißesten sein, da sie beim Bügeln — namentlich feuchter Wäsche — sonst zuerst erkaltet. Man wird auch nicht mehr Bügeleisen mit vernickelter Sohle benutzen, die besonders auf gestärkter Wäsche leicht dunkle Streifen hinterlassen. Aus diesem Grunde ist beispielsweise das „Protos“-Bügeleisen an der Sohle nicht vernickelt, sondern aus feinporigem Schmiedeeisen hergestellt und nur außerordentlich fein geschliffen. Eine den Siemens-Schuckert-Werken patentierte Aufstellvorrichtung (Abb. 1), bei der die Benutzung von hinderlichen Aufstellblechen vermieden wird, führt zur weiteren Vereinfachung der Bügelarbeit. Neuerdings hat man auch ein „Protos“-Hochleistungs-Eisen hergestellt, das mit dem sogenannten „Birka“-Regler versehen ist. Durch diesen Regler wird erreicht, daß das Eisen sich bei einer bestimmten Höchsttemperatur von selbst abschaltet



Abb. 1.
Bügeleisen mit Aufstellvorrichtung.

und bei der geringsten, noch zum Bügeln ausreichenden Temperatur wieder selbsttätig einschaltet. Es ist also dadurch die Gefahr eines Verbrennens ausgeschloffen. Ferner ist es dadurch möglich geworden, das Bügeleisen für einen höheren Wattverbrauch einzurichten, durch den es schneller auf die gebrauchsfähige Temperatur gebracht wird. Man spart also an Wartezeit und trotz des anfänglich höheren Stromverbrauchs wieder an Strom, da die Zeiten, in denen das Eisen nutzlos Wärme aufnehmen würde, durch den Regelschalter in Wegfall kommen. Die gewöhnlichen Bügeleisen verbrauchen je nach Gewicht etwa 400 bis 500 Watt (17—21 Pf.)*, das Hochleistungs-Bügeleisen hat einen Anschlußwert von 600 Watt (25 Pf.); trotzdem ist es im Stromverbrauch sparsamer, da der Strom zeitweilig selbsttätig ausgeschaltet wird.

Von den Kochgeräten ist der Wasserkocher (Abb. 2) am längsten in Gebrauch. Er findet nicht nur in der Küche, sondern auch im Schlafzimmer und selbst in den Wohnzimmern überall da Verwendung, wo man schnell und sauber warmes bzw. kochendes Wasser bereiten will. Der Anschlußwert auch dieses Gerätes bewegt sich zwischen 400 und 600 Watt (17—25 Pf.) je nach der Größe des Inhaltes. Kleinere Töpfe zu 1/2 bis 1 Liter werden meist mit Ringheizung hergestellt, die an der inneren Wandung des Topfes eingebaut ist, größere bis zu 2 Litern erhalten Bodenheizung mit leicht austauschbarem Heizelement.



Abb. 2. Wasserkocher.

Zum Wassererwärmen in jedem beliebigen vorhandenen Gefäß hat man einen Tauchsieder (Abb. 3) hergestellt, der die Flüssigkeit, in die er eingetaucht wird, in ganz kurzer Zeit auf die

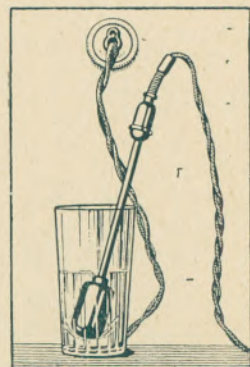


Abb. 3. Tauchsieder.

* Die eingeklammerten Zahlen hinter dem Wattverbrauch geben jedesmal die Stromkosten für eine Gebrauchsstunde bei ununterbrochener Stromzuführung und einem Strompreis von 42 Pf. je Kilowattstunde an. Die Apparate mit selbsttätigem Stromregler (Ausshalter) sind daher im Gebrauch billiger, als die eingeklammerten Zahlen angeben.

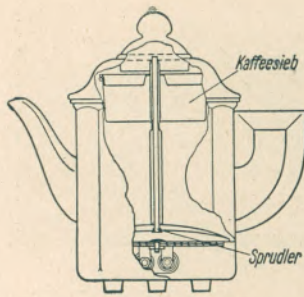


Abb. 4. Kaffeemaschine.

(Abb. 4) ist ganz ähnlich der bekannten Spirituskaffeemaschine gebaut, bei der durch dauerndes Übersprudeln des Kaffeemehls mit dem am Boden der Maschine immer wieder von neuem erhitzten Wasser eine außerordentlich sparsame Ausnutzung des Kaffees erreicht wird. Dabei hat die Elektrizität natürlich die besonderen Vorzüge der steten Betriebsbereitschaft und des Vermeidens jeder Feuergefahr bei absoluter Geruchlosigkeit z. B. gegenüber dem Spiritusbetrieb. Die „Protos“-Kaffeemaschine wird auch nicht nur in der gewöhnlichen Kannenform, sondern auch in der Form des Samowars mit Fuß und Ablasshahn hergestellt. Die Stromaufnahme beträgt 600 Watt (25 Pf.).

Von der ganz ähnlich gearbeiteten Teemaschine (Abb. 5) ist zu erwähnen, daß das Teesieb in den Deckel beweglich eingebaut ist, so daß es nach Belieben in das Teewasser gesenkt oder hochgezogen werden kann. Man hat also nicht mehr wie früher das lästige Herausnehmen des Tee-Eies, sondern der kleine Behälter bleibt stets in der Kanne und die Hausfrau braucht kein Abtropfen auf die Tischdecke, wie das beim Herausnehmen häufig vorkommt, zu befürchten. Der Stromverbrauch beträgt gleichfalls 600 Watt (25 Pf.).

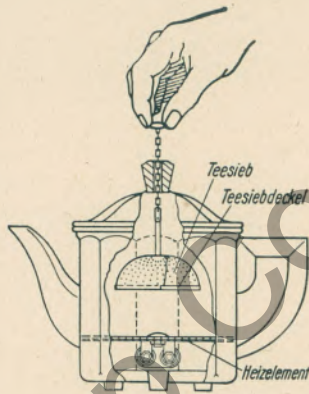


Abb. 5. Teemaschine.

Zum Wärmen und Kochen von Speisen dient die regelbare Kochplatte (Abb. 6), auf der sich erfahrungsgemäß am besten mit flachbodigen Aluminiumkochtöpfen kochen läßt. Auch Gußeisenchochtöpfe mit flachem Boden eignen sich für diese Kochplatte, doch muß man dabei bedenken, daß die größere Metallmenge dieser Töpfe für ihre eigene Erwärmung mehr Strom erfordert. Wichtig ist jedenfalls, daß auf der glatten Kochplatte ein möglichst glattes Anliegen des Kochgeschirrs notwendig ist, da sonst naturgemäß Wärme verlorengeht. Eine besondere Art Kochplatte ist die Glühkochplatte (Abb. 7), die eine vielen Hausfrauen angenehme Eigenschaft hat, nämlich daß man am Glühen der Siliciumstäbe sofort erkennen kann, ob die Platte in Betrieb ist. Die Ortsveränderlichkeit der Kochplatte, ihr sauberer Betrieb und ihre stete Betriebsbereitschaft sind ihre großen Vorzüge. Da zum schnellen Aufkochen größere Wärmeentwicklung, also auch höherer Stromverbrauch erforderlich ist, werden die angeführten Platten für einen Wattverbrauch von 650 (26 Pf.), 900 (39 Pf.) und 1200 (50 Pf.) Watt gebaut. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß das Weiterkochen mit weit geringeren Strommengen möglich ist, da diese Kochplatten durch ihre Regelfähigkeit in drei Stufen gestatten, die sparsamste, jeweils den Erfordernissen

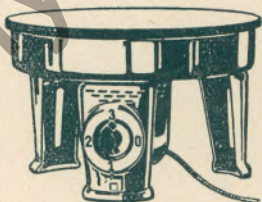


Abb. 6. Kochplatte mit Stromregulierung.

gewünschte Temperatur bringt. Von der Stromaufnahme, die bei diesem Gerät 250 Watt (10,5 Pf.) beträgt, geht nichts verloren, da die gesamte entwickelte Wärme sich nur der umgebenden Flüssigkeit mitteilen kann.

Eine Weiterentwicklung des Wasserkochers stellen die elektrischen Kaffee- und Teemaschinen dar. Die erstere

entsprechende Stromaufnahme einzustellen. Ganze Zusammenstellungen von elektrischen Kochstellen zu Kochherden haben neben der umfangreicheren Verwendbarkeit noch den wirtschaftlichen Vorteil, daß in ihnen die ausstrahlende Wärme besser zusammengehalten und daher mit ausgenutzt werden kann. Sehr beliebt ist bei solchen Kochherden auch der gleichzeitige Einbau eines elektrischen Brat- und Backofens geworden, der durch gute Wärmeisolation und leichte Regelfähigkeit sehr vorteilhafte Ausnutzung des elektrischen Stromes gestattet.

Um die Vorteile des elektrischen Bratofens auch für sich allein ausnutzen zu können, haben die Siemens-Schuckert-Werke eine „Protos“-Kleinküche (Abb. 8) geschaffen, die mit 600 (25 Pf.) Watt Stromzufuhr auskommt und, durch ihre isolierende Außenwand die Wirkungen einer Kochkiste mit denen eines Koch-, Brat- oder Backofens in vorteilhafter Weise verbindet. Die zylindrische Form dieser Kleinküche hat den großen Vorteil,



Abb. 7. Glühkochplatte mit Stromregulierung.

daß das Kochgut von einer vollständig gleichmäßigen Wärme umgeben ist und daß beispielsweise bei einem Braten, da er im vollständig geschlossenen Raum gekocht werden kann, die nahrhaften Gase erhalten bleiben. Bei der guten Isolation der Kleinküche ist es gelungen, sogar ein Weiterkochen bei vollständiger Abschaltung des Stromes zu erzielen, so daß sich eine Kleinschaltung erübrigte. Auf diese Weise ließ sich ein außerordentlich praktisches und billiges Kochgerät herstellen.

Eine Art Kochplatte mit ganz geringem Stromverbrauch von nur 50 (2,1 Pf.) Watt ist der „Protos“-Speisewärmer (siehe Abb. 9, links). Dieses Wärmegerät wurde mit einem vernickelten Drahtgestell von verschiedenen Weiten ausgerüstet, so daß man Schüsseln von größeren oder kleineren Abmessungen dicht über den in der Mitte angebrachten drehbaren Heizkörper aufstellen kann. In unserer Abbildung ist die kleinere Öffnung des Drahtgestells auf den Tisch gestellt, während die größere, die in ovaler Form ausgebildet ist, die zu wärmende Schüssel trägt. Die Abbildung zeigt gleichzeitig noch einen elektrischen Brotröster, der ebenso wie die kleine regelbare Kochplatte und die anderen schon genannten Kochgeräte mittels eines neuen Anschlußwürfels, der den Anschluß von gleichzeitig vier Steckern gestattet, mit Strom versorgt wird. Man vermeidet durch diesen Anschluß-

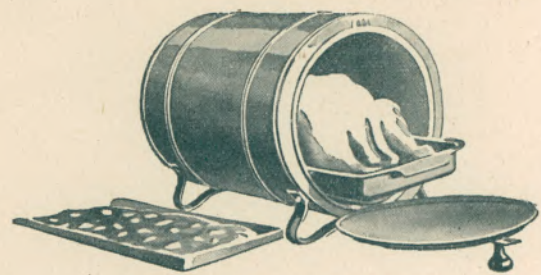


Abb. 8. „Protos“-Kleinküche.

würfel-kosspielige und hinderliche Anschlußleitungen, die etwa von verschiedenen Steckdosen an der Wand zu dem Esstisch führen müßten und damit hindernd das Zimmer durchschneiden. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch auf die Wichtigkeit einer zuverlässigen Anschlußleitung und eines guten Steckkontaktes hingewiesen. Für alle beweglichen Anschlußapparate hat sich am besten die Gummischlauchleitung bewährt, die in Verbindung mit einem gut passenden Stecker aus Pressmaterial (nicht aus zerbrechlichem Porzellan) alle Leiden vermeidet, die jede Hausfrau von brüchigen Schnurleitungen und wackelnden Steckern her kennt.

Ein bekanntes Gerät, das die Wärmeanwendung und gleichzeitig die mechanische Drehbewegung durch elektrischen Strom ausnützt, ist die Heißluftdusche (Abb. 10). Sie ist als Haartrockner allgemein eingeführt und wird auch gelegentlich zum Aufwärmen von Bade- und Bettwäsche angewendet.

Eine wichtige Verbesserung hat in letzter Zeit das im Haushalt wie in Krankenhäusern häufig benutzte Heizkissen (Abb. 11) erfahren. Neben den vielen guten Wirkungen, die dem Heizkissen zur Einführung in allen Kreisen verholfen haben, wurden doch immer — und nicht mit Unrecht — die Nachteile gefürchtet, denen der Benutzer ausgesetzt ist, wenn ein Heizkissen beispielsweise bei der Benutzung im Bett unbeaufsichtigt höhere Temperaturen annimmt. Es ist oft schwer abzuschätzen, ob bei einem Heizkissen nicht mehr Wärme zugeführt wird, als der betreffende Körperteil verbraucht und wie gleichzeitig an eine gut isolierende Umgebung,

Ablers

z. B. ein Federbett, abgegeben werden kann. Die Hitze Steigerung konnte in solchen Fällen zu Verletzungen und schließlich auch zu Bränden führen. Solche Nachteile sind jetzt durch die Ausrüstung des „Protos“-Heizkissens mit dem „Birka“-Regler vollständig ausgeschlossen, da hier, wie beim Bügeleisen schon erwähnt, jede Übertemperatur sofort abgeschaltet wird. Beim Erkalten schaltet

Abb. 10. Heißluftdusche.

sich das Heizkissen mittels dieses Temperaturreglers auch selbsttätig wieder auf die Stärke ein, die gewünscht wurde und die sich durch einen dreistufigen Regelschalter noch besonders einstellen läßt. Noch einen besonderen Vorteil bringt die „Birka“-Regelung mit sich: die Stromzufuhr kann selbst bei verschiedenen Spannungen von 100 bis 240 Volt in solchen Grenzen gehalten werden, daß sie sich zwischen 60 und 240 Watt (2,5—10 Pf.) bewegt. Damit ist das „Protos“-Heizkissen besonders als Reiseheizkissen geeignet, da es für den Benutzer ganz gleich ist, ob er eine gebräuchliche Spannung von 120 oder 220 Volt zum Anschluß zur Verfügung hat.

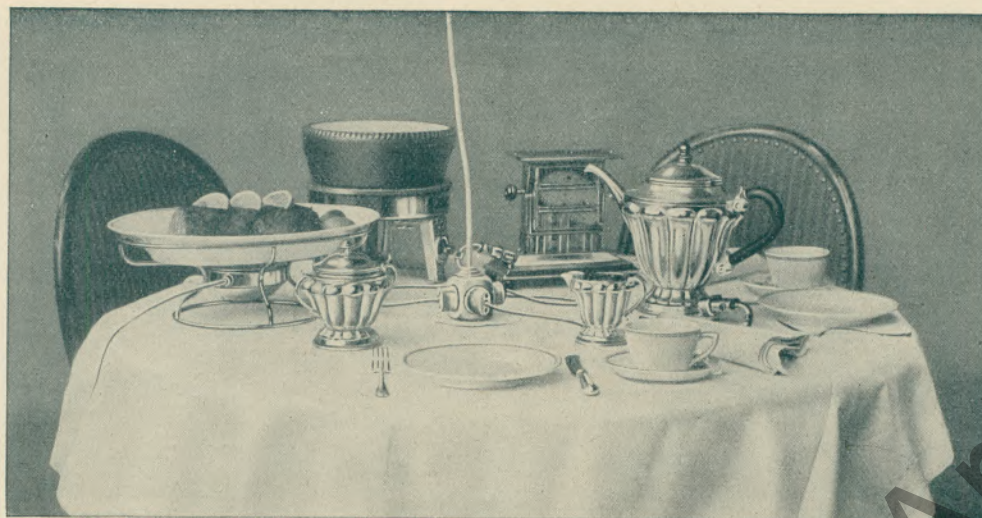


Abb. 9. Der elektrische Tisch.

dem hat jedermann heute schon davon gehört, daß der von den Elektrizitätswerken des Nachts erzeugte Überschussstrom, der sogenannte Nachtstrom, sehr billig abgegeben werden kann. Man hat daher ein Gerät gebaut, in dem je nach Bedarf 15 bis 120 Liter Wasser mit Nachtstrom auf eine Temperatur von etwa 85 Grad gebracht werden, die dann bei Tage zur Verfügung stehen. Die kugelförmig oder bei größeren Abmessungen länglich gebauten Kessel sind gut wärmeisoliert, so daß nur das nach Entnahme von Warmwasser wieder zur Auffüllung zufließende kalte Wasser nachgewärmt werden muß, was ganz selbsttätig durch Regelschalter geschieht. Dadurch, daß der erste Erwärmungsvorgang des gesamten Wasserinhalts auf mehrere Stunden in der Nacht verteilt wird, braucht der Anschlußwert des Heißwasserspeichers nicht mehr als 600 Watt (25 Pf.) zu betragen. Bei Erwärmung einer solchen

Wassermenge in kurzer Zeit wären mehrere tausend Watt erforderlich; es müßten also stärkere Leitungen gelegt werden, als im allgemeinen in den Hausinstallationen vorhanden sind. Der „Protos“-Heißwasserspeicher arbeitet also einmal sehr wirtschaftlich, weil er den billigen Nachtstrom verwendet, und außerdem bietet er die Möglichkeit, daß man ihn an jeder Lichtleitung anschließen kann. Die Ausführung mit 120 Liter Inhalt gelangt auch als Badesofa zur Verwendung.

In der Küche hat sich in neuerer Zeit auch die elektrische Antriebskraft für Küchenmaschinen bewährt. In dem Küchenmotor (Abb. 13) ist ein Universalmotor geschaffen worden, bei dem es möglich ist, mit derselben kleinen Maschine die verschiedensten Arbeitsmaschinen, wie beispielsweise eine Fleisch- oder Gemüsehackmaschine, eine Brotreibe-, Brotschneide- oder Bohnenschnitzelmaschine sowie eine Kaffeemühle

Eine wichtige Spareinrichtung hat die Elektrotechnik in dem Heißwasserspeicher (Abbildung 12) geschaffen. Heißes Wasser auf Vorrat wird jeder Hausfrau stets willkommen sein, und sie weiß aus Erfahrung, daß sie bei der Verwendung von bereits warmem Wasser beim Kochen entsprechend weniger Wärme braucht. Außer-



Abb. 11. Wärmekissen.

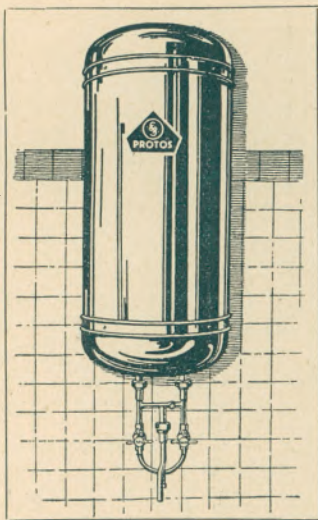


Abb. 12. Heißwasserspeicher.

Stromverbrauch hat, d. h. in der Stunde nur für 3,3 Pfg. Strom verbraucht, ist der große Vorteil bei der Entstaubung von Fußböden, Teppichen, Läufern, Möbeln und Einrichtungsgegenständen aller Art gegenüber den veralteten Versuchen, den Staub zu entfernen, darin zu sehen, daß der Staub nicht nur aufgewirbelt wird, um sich nach kurzer Zeit wieder zu setzen, sondern daß er tatsächlich aus dem Zimmer entfernt werden kann. Schon manche Hausfrau kann bestätigen, daß sie durch den Staubsauger eine Bedienung gespart hat und dabei eine gründlichere und dauerndere Reinigung der Wohnung als früher erzielte.

Eine große Erleichterung ist der elektrische Antrieb einer Nähmaschine (Abb. 14), der der Hausfrau das gesundheitsschädliche Treten erspart. Statt der anstrengenden Hin- und Herbewegung der Füße, die den ganzen Körper in nachteiligster Weise in Mitleidenschaft

und noch andere Maschinen, die der Hausfrau Zeit und Kraft ersparen, zu betreiben. Durch einfaches Aufstecken auf zwei Anschlußzapfen kann jede der genannten Maschinen leicht und schnell gegen eine andere ausgetauscht werden. Der kleine Elektromotor, der durch ein großes Übersetzungsgetriebe auf die langsamer laufende Küchenmaschine arbeitet, hat nur einen Stromverbrauch von 180 Watt (7,5 Pf.).

Die bekannteste Anwendung des Elektromotors im Haushalt ist der bekannte „Protos“-Staubsauger. Bei der Anwendung dieses Kesselftaubsaugers, der nur 150 Watt

zieht, ruht beim elektrischen Antrieb der Fuß auf einem leichtbeweglichen Schalter, mit dem man durch geringes Heben oder Senken sofort jede gewünschte Gangart der Maschine einstellen kann. Es ist bei den neuesten Ausführungen des SSW-Nähmaschinenmotors durchaus gelungen, ein plötzliches Halten aus

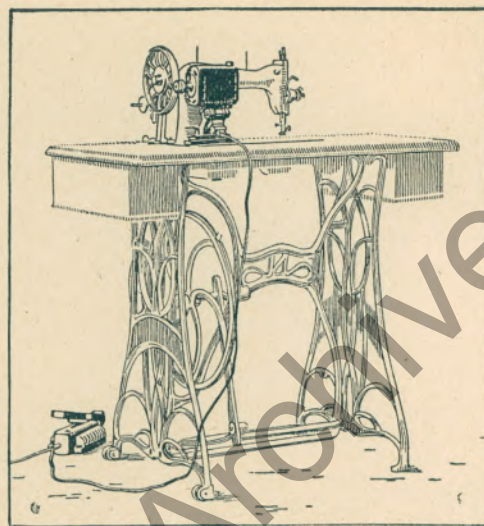


Abb. 14. Nähmaschine mit elektrischem Antrieb.

der schnellsten Gangart auf einen bestimmten Stich zu ermöglichen. Der Strombedarf für diese Maschinen beträgt nur etwa 100 Watt (4,2 Pf.), also nur ein wenig mehr als der von zwei normalen Glühlampen.

Damit ist die Reihe der im Haushalt gebräuchlichen Anwendungen elektrischer Wärme und elektromotorischer Kraft durchaus noch nicht erschöpft. Wir nennen nur die heute schon recht gebräuchlichen elektrischen Haushaltsgeräte, zu denen beständig noch neue Konstruktionen hinzukommen, wie z. B. Bohnermaschinen oder Waschmaschinen, so u. a. der „Protos“-Waschautomat, die vielleicht später einmal im Rahmen dieser Zeitschrift besprochen werden können. Auch die verschiedenen Arten elektrischer Heizeinrichtungen gehören in das Arbeitsgebiet der Hausfrau, da sie gleichfalls geeignet sind, zur erhöhten Einfachheit, Sauberkeit und Annehmlichkeit im Haushalt beizutragen.



Abb. 13. Küchenmotor.

Die Hausfrau als Hüterin der Gesundheit.

Von Dr. Otto Neustätter, Hellerau.

II. Von Wohnung, Kleidung und — Sauberkeit.

Mehr denn je ist heute nötig, daß die Frau über die richtige Pflege der Wohnung Bescheid weiß. Viele Krankheiten werden aus Aberglauben als Wohnungskrankheiten bezeichnet. Nur die feuchte Wohnung ist wirklich schädlich und entzieht sich der Einwirkung persönlicher Verbesserung. Aber selbst hier läßt sich durch gutes Lüften, Vermeidung des Kochens und Waschens ohne Abzug und des zu nassen Aufwischens und durch richtiges Heizen mancherlei tun bzw. die Entstehung neuer Feuchtigkeit hintanhalten. Noch mehr als hier aber liegt sonst die Schädigung durch die Wohnung begründet in falscher Benutzung. Durch Reinlichkeit, gutes und richtiges, oder kurzes, aber ausgiebiges

Lüften, Beseitigung von allem, was als Staubsänger wirkt (z. B. von dichten Vorhängen), Ordnung, Wegräumen jeden Gerümpels, Sonnen von Betten und Möbeln u. ä. lassen sich selbst primitive Wohnungen gesundheitlich einwandfrei gestalten. Ansteckende Krankheiten freilich sind in einer zu dicht belegten Wohnung schwer zu bekämpfen. Da muß die Hausfrau sich und den Ihren es abringen, die Kranken fortzuschaffen. Eigenes Bett und Notbehelfe wie Aufziehen eines Leintuches neben dem Bett des Kranken, Beseitigung von Auswurf und Ausscheidungen sind unbedingte Voraussetzungen, wenn die Trennung nicht erfolgt oder erfolgen kann. Es sind aber durch Anrufen der gemeindlichen Fürsorge-

stellen heute fast stets Wege zu schaffen, wovon wiederum die Hausfrau Kenntnis haben muß. Im übrigen muß die Hausfrau wissen, daß durch möglichst viel Aufenthalt im Freien — auch im Winter! — den Schäden der Wohnung, besonders für die Kinder, entgegengearbeitet wird. Wo Altanen auf dem Dach sind, da benutze man diese ausgiebig zum Aufenthalt, was für die Bewohner der oberen Stockwerke in der Stadt praktisch bedeutsam ist.

Von Kleidung weiß die Hausfrau noch am meisten. So wenigstens nimmt man an. Und es trifft zu, sofern es sich um Mode, Schnitt, Muster, Stoffqualität handelt. Aber das genügt nicht. Sie muß auch wissen, was die gesundheitlichen Forderungen an die Kleidung sind: muß wissen, was der Zweck der Unterkleidung und der Oberkleidung ist, welche Stoffe sich eignen oder nicht, was die Qualitäten von Wolle, Baumwolle, Leinen für die Gesundheit bedeuten, wie die Webart die Unterschiede wenigstens teilweise ausgleichen kann, muß wissen, wie die Belastung des Körpers durch die Kleidung am richtigsten verteilt wird. Sie darf sich nicht von der Mode irremachen lassen, die heute, nicht unbeeinflusst von den langjährigen Bestrebungen zur Reform der Frauenkleidung, eine vernünftige und gesundheitlich förderliche ist — man kann ruhig sagen, daß augenblicklich die Frauenmode weit hygienischer ist als die Männerkleidung, die Luft und Licht abhält und die Ausdünstung erschwert —, abgesehen vielleicht von den allzu dünnen und hohen Stöckeln.

Ein Bereich, das seine Wirkung auch auf die Kleidung günstig geltend gemacht hat, drängt sich heute auch der weltfremden Hausfrau auf: der Sport. War ihm der Mann noch vor dem Kriege erst allmählich näher gekommen, der ja damals seine körperliche Ausbildung durch die Militärlaufbahn hinreichend gefördert erachtete, so standen ihm gerade die Hausfrauen und stehen ihm wohl noch fremd und ablehnend gegenüber. Das ist eine ganz falsche Einstellung. Man braucht gar nicht die Rekordsuche zu billigen, braucht ja nicht die Vermännlichung der Frau als Ideal anzusehen, man kann sich aber der gesundheitlichen Bedeutung der ganzen Richtung, die Mann und Frau körperlich elastisch zu erhalten bestrebt ist, unmöglich verschließen. Ein verständnisvolles Eingehen auf diese Bedürfnisse seitens der Hausfrau bedeutet eine ganz wesentliche Förderung. Sie gehe am besten mit dem Beispiel ihren Töchtern voran, jedenfalls aber hindere sie nicht, ja sie rege ihre Kinder und auch den Hausvater zur Betätigung an, was freilich wieder Verständnis auch hierfür voraussetzt. Dieses Verständnis verlangt, daß die Frau etwas weiß von den verschiedenen Sportarten, sie kennenzulernen versucht, eine Ahnung hat, was gerade für ihre Kinder, für ihren Mann, für sie selbst gesundheitlich zweckmäßig ist, was dieser Leistungsfähigkeit angemessen ist, was sie übersteigt, wo Schaden oder Gefahren lauern. Aber vor allem auch, welche Vorteile für Leib und Seele eine vernünftig betriebene Übung des Körpers mit sich bringt. Die Hausfrau muß sich also auch in dieses Gebiet einfühlen und eindenken. Sie wird dann z. B. auch der modernen Gymnastik die richtige Bedeutung zumessen, die mit Recht großen Wert auf die möglichste Entkleidung legt — vor der althergebrachte Prüderie sich noch teilweise scheut —, vor allem aber da, wo Gelegenheit zu anderem Sport fehlt, eine namentlich der Frau sehr angemessene und sie ansprechende allgemeine Körperdurchbildung ermöglicht. Auch der Gesellschaftstanz

— besonders im Freien — ist eine durchaus nicht zu verachtende Körperübung, wie schließlich — ich denke an den Vater — auch das Kegelschießen, wenn es nicht in rauchgeschwängerten Kellerkegelbahnen erfolgt.

Die Hautpflege hat sich ja, sofern sie unwillkürlich erfolgt, dank der größeren Beteiligung auch der Frauen an Sport und Wandern gebessert. Aber auch da ist noch viel zu tun. Viele Hausfrauen widerstreben noch dem gesunden Drang nach leichter, große Flächen der Haut frei lassender Tracht bei sich selbst und bei ihren Töchtern. Noch immer sieht man auch, wie die Kinder unnötig eingemummelt werden aus lauter Angst vor Zug. Wie viele Familien gibt es noch, wo es in der Frühe damit abgetan ist, wenn Gesicht und Hände gewaschen werden, statt daß der ganze Körper entkleidet und wenigstens mit trockenem Handtuch ordentlich abgerieben wird. Ein Bad mindestens einmal die Woche (stets auch noch nach der Periode!) müßte so selbstverständlich sein, wie daß man sich nicht in Kleidern ins Bett legt. Eine Mutter, die für gute Wasch- und Badegewohnheiten ihrer Pfleglinge sorgt, tut mehr, als wenn sie die schönste Wäsche für sie kauft. Und solche Aussteuer galt und gilt noch als der Stolz jeder Hausfrau!

Hier anschließend sei die Erziehung zu rein automatischer Reinlichkeit betont: niemals essen lassen, ohne daß die Hände gewaschen sind; dazu erziehen, nie einen gewissen Ort zu verlassen, ohne nachher ein gleiches zu tun! Niemals kochen bzw. Speisen vor- und zubereiten (besonders gekochte Kartoffeln mit unreinen Fingern schälen ist sehr gefährlich!) ohne gründliche Händereinigung!

Man weiß ja jetzt, daß durch scheinbar gesunde Menschen, die Typhus-, Ruhr- oder ähnliche Bazillen beherbergen, durch unsaubere Hände oft schwere Seuchen verbreitet werden. Handschuhe halten Frauen für ein unerlässliches Anstandsstück. Wie aber ist es mit der Sauberkeit der Nägel? Manikur wird jetzt sicher übertrieben. Aber besser zu viel in der Richtung als zu wenig. Indes, wenn man im Hause die Hände verbraucht, die Haut rissig und rauh wird und in den Schrunden und unter den Nägeln sich der Schmutz einbeizt, was läßt sich da machen? Bimsstein ist nur gelegentlich, wenn rasch Reinigung erzielt werden muß, anzuwenden. „Vorbeugen“ heißt auch hier das bessere Mittel. Die Amerikanerin, die ja in ganz anderer Weise, als wir es uns vorstellen, gleichzeitig ihr eigenes Dienstmädchen sein muß und doch gesellschaftlich in guter Form bleiben will — Dienstmädchen sind drüben ein Luxus, den nur ganz Reiche sich leisten können —, sie verrichtet alle schmutzenden, die Haut angreifenden (Coda, Seife, Abwaschen, Feuer) Handlungen mit Gummihandschuhen! Das ist das beste Mittel. Einsetzung vor der Arbeit, und jeden Abend natürlich mit nachfolgendem Abreiben, machen die Haut und Nägel weniger verletzlich bzw. wieder weich. Der üble Geruch des Haars und der Kleider nach Küchendunst wird durch Kopfhäubchen und große Küchenschürze (Schwesternschürze) vermieden. Trotzdem wird man auch bei langem Haar die durch den Bubikopf erfreulich geförderte häufige Haarwäsche nicht vernachlässigen. Auch über diese Dinge muß die Hausfrau Bescheid wissen, nicht für sich allein, sondern um Kinder und Hauspersonal anleiten zu können. Unnötig zu betonen, daß auch den Knaben der Respekt für Reinlichkeit und Sauberkeit genau so eingeimpft werden muß. Es hält meist schwerer!

M u t t e r .

Du bist der Born — geheimnistiefe Quelle —
Daraus des Lebens Märchenwunderwelle mir ward,
Die nun mich trägt zu immer neuen Wundern.
Ein jeder Tag läßt neue Lichter spüren,
Und jede Nacht hüllt neue Rätselsfragen;
Ich darf mein Staunen durch die Räume tragen
Und schauernd stehn vor bunten Himmelstüren. —
Wie dank ich dir, daß du mir Leben gabst, Mutter.

H. Schmülling.



Die Atmung als wichtigster Gesundheitsfaktor.

Von Hilde Hofmann, Dipl.-Lehrerin der Gymnastik.

Der Mensch von heute, in Städte zusammengedrängt, arbeitend in geschlossenen Räumen, Läden oder Fabriken, im pausenlosen Kampfe um mehr und mehr erstarrende Daseinsbedingungen, bedarf der größten Widerstandskraft, damit die Anforderungen des Lebens auf seine Gesundheit und seine seelisch-geistige Entwicklung nicht zerstörend wirken.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der wirtschaftlich Geschwächte, der Benachteiligte seine Niederlage zumeist in seinem minderwertigen geistigen oder körperlichen Gesundheitszustande zu suchen hat. Gesundheit und Lebensenergie müssen wir uns schaffen und vor allen Dingen auf jede Weise zu erhalten und zu steigern suchen, denn aus ihnen wachsen in erster Linie unsere Entwicklungen und Möglichkeiten.

Dazu gehört aber vor allem Klarheit über das, was der Körper von uns zu fordern berechtigt ist und — Erkenntnis der begangenen Fehler.

Der Mensch ohne Wissen um sich selbst, der, ohne nachzudenken, einfach mehr oder weniger gut automatisch oder mechanisch nachahmt, wird nie „wirtschaftlich“, d. h. seinen Fähigkeiten entsprechend arbeiten, sondern, technisch gesprochen, seinen Lebensmotor entweder mit zu hoher oder zu niedriger Tourenzahl laufen lassen, anstatt die Maschine „Körper“ zu durchgeistigen und sie in allen Einzelheiten zu regulieren, um sie voll leistungsfähig zu erhalten.

Die Physiologie lehrt uns, daß die Atmung das Grundelement alles organischen Lebens ist. Die Atmung ist, um im oben angefangenen Bilde zu bleiben, der Regulator unseres Lebensmotors und bedarf daher der sorgfältigsten Pflege und Schulung. Diese Pflege und Schulung ist daher die erste Pflicht unserem Körper gegenüber. Leider ist die Atmungsfrage eines der rückständigsten Themen auf gesundheitlichem Gebiete und bedarf in Zukunft einer noch viel eingehenderen Behandlung als bisher. Die Tatsache, daß sich im menschlichen Organismus körperliche Beschwerden infolge ungenügender Atemtätigkeit eingestellt haben, und daß ein erheblicher Prozentsatz der Menschheit am Verfall seines Lungenapparates zugrunde geht, beweist, daß sich hier ein Fehler von ganz besonderem Charakter in der Art der Behandlung dieses so wichtigen Organs eingebürgert haben muß. Den Menschen ist der Begriff für die natürliche Atmung verlorengegangen. Die Atmungsorgane, die sich bei Naturvölkern oder Seeleuten unbewußt am stärksten und gesündesten entwickelt haben, sind bei uns Binnenlandmenschen verkümmert. Man beobachte nur die Atmung der Menschen. Die meisten atmen einzig und allein mit dem vorn im Brust-

fasten gelegenen Teil der Lunge. Legt man die Hand auf den Rücken eines Atmenden, so wird man fast immer fühlen, daß die hinteren Lungenbeutel sowie die seitlich unter den Armen gelegenen Teile der Lunge sich überhaupt nicht an der Atmung beteiligen. Der gesunde Verstand muß uns sagen, daß diese brachliegenden Lungengruppen, die niemals zur Arbeit herangezogen werden, verfetten, verwachsen oder allmählich absterben.

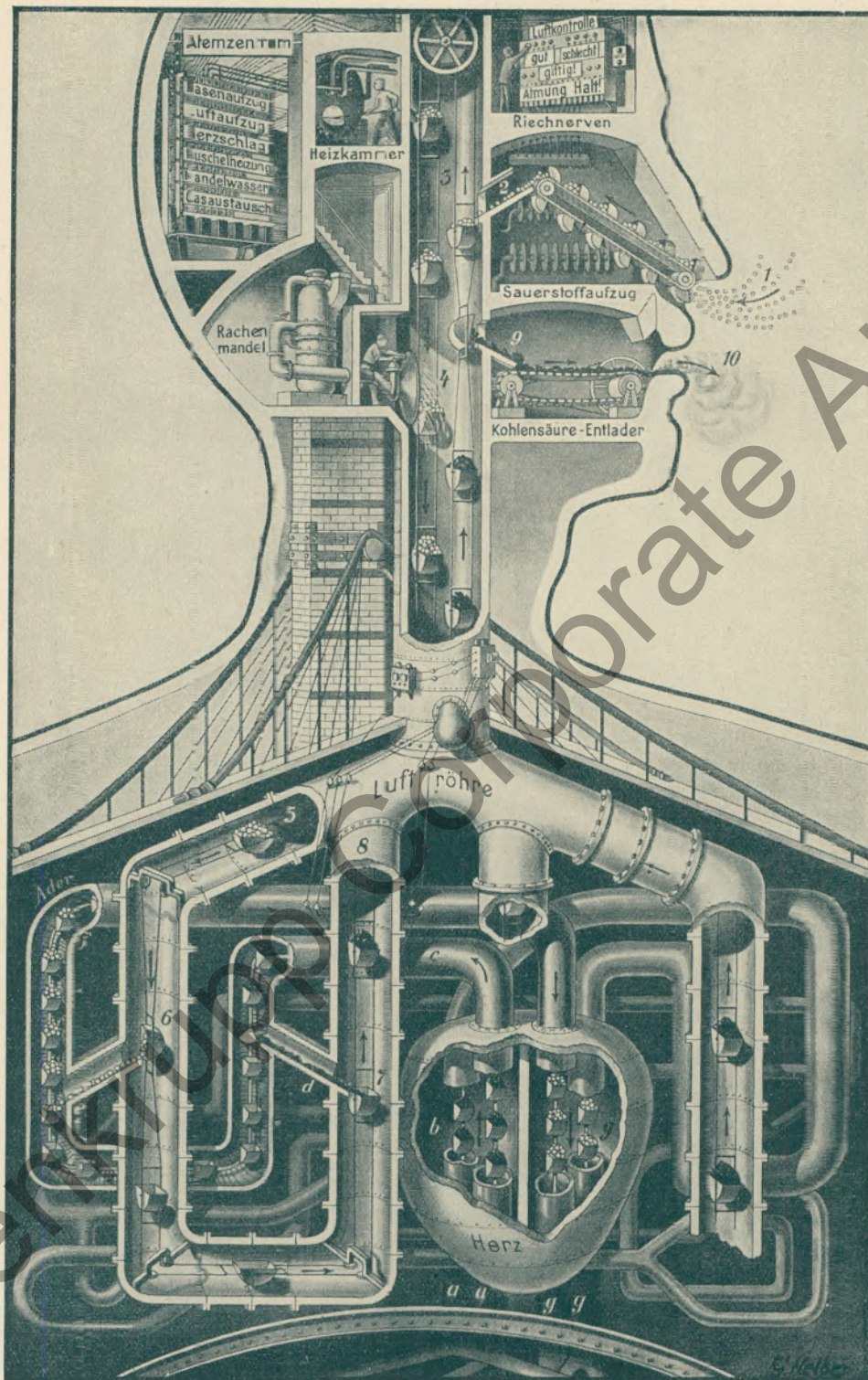
Daß der in seinem Beruf beständig zum Sitzen gezwungene Mensch, an den keinerlei körperliche Anstrengungen gestellt werden, verkümmerte Abweichungen aufweist, bedarf keiner Beteuerung. Aber auch bei Sportlern, die ihren Körper zu Höchstleistungen trainieren und bei denen eine gesunde Atemtechnik Voraussetzung sein sollte, kann man oft eine ungenügende Atmung oder einseitige, falsche Atemführung erkennen.

Auf Grund der erwähnten Tatsachen müssen wir uns eingestehen, daß sich unsere so wichtige Atmungsmaschinerie teils durch unsere Lebensweise, teils durch grenzenlose Vernachlässigung oder falsche Behandlung im Verkümmern zustande befindet, dem wir nach Kräften steuern müssen. Durch Übung und Pflege müssen wir diese Schäden wieder ausgleichen. Jeder Mensch hat die Möglichkeit eines Ausgleichs durch gewissenhafte Körperpflege — Hautpflege — Atemübung — Gymnastik.

Kraftwerkzeuge (Lungenstärker oder wie sie alle heißen) zur Erlangung einer ausgiebigen Tiefatmung sind vollkommen zu verwerfen; denn gewaltsames Aufzerren des Brustkorbes wird niemals den Atmungsapparat elastisch und geschmeidig machen. Ohne Anstrengung sollen alle Teile der Lungen Luftspeise auffangen können — wenn auch zeitweise noch so schwach —, es soll aber niemals der Stillstand irgend-einer Lungengruppe eintreten.

Wie erreichen wir eine naturgemäße, richtige Atmung?

Indem wir uns Klarheit verschaffen über die verschiedenen Formen der Atmung, die sich je nach dem vorwiegend benutzten Atemwerkzeug, gliedern in: 1. die Nasenatmung (die Oberatmung oder Geruchs-atmung), 2. die Lungen-spitzen- und Brustatmung, 3. die Flanken-atmung, 4. die Bauchatmung und 5. die Tiefatmung. Letztere können wir nur erreichen, wenn wir den Aufgabenkreis und die Tätigkeit der einzelnen Atmungsorgane vorher kennenlernen und sie durch atemgymnastische Übungen zu einer naturgemäßen Mitarbeit anspornen, damit sie sich bei jeder Tiefatmung mit vereinter Kraft vollwertig betätigen



Aus Kahn, „Das Leben des Menschen“, Franck'sche Verlagsabhandlung, Stuttgart.

Die Atmung des Menschen

Es ist ein Gasaustausch zwischen dem Sauerstoff der Luft und der Kohlensäure des Blutes. Der Austausch erfolgt I. durch einen Luftkreislauf 1—10, der Sauerstoff (weiß) in die Lunge hinein und Kohlensäure (schwarz) aus der Lunge herausführt und II. durch einen Blutkreislauf (a—g) der umgekehrt Kohlensäure (schwarz) in die Lunge hinein und Sauerstoff (weiß) aus der Lunge herausführt. Die Umwandlung von Sauerstoff in Kohlensäure erfolgt durch Verbrennungen im Inneren des Körpers. Die einzelnen Phasen des Prozesses sind: 1. Der Luftkreislauf. 1. Die Sauerstoff-Luft der Außenwelt wird vom Luftaufzug der Nase in den Körper gezogen. 2. Die in der Nase auf ihre Brauchbarkeit geprüfte und vorgewärmte Sauerstoffluft wird in die Luftröhre eingeführt. 3. Zur weiteren Erwärmung und Entstaubung wird die Luft durch den Rachenraum befördert. 4. Beim Passieren der Rachenmandel wird die Luft mit Wasserdampf befeuchtet. 5. Die entstaubte, erwärmte und durchfeuchtete Sauerstoffluft wird in die Lunge gefahren. 6. Die abwärtsfahende Sauerstoffluft gibt ihren Sauerstoff an das in entgegengesetzter Richtung vorbeifahrende Blut ab. 7. Die Sauerstoff-entladene Luft kehrt zur Oberwelt zurück und nimmt hierbei aus dem vom Körper aufsteigenden Blut Kohlensäure auf. 8. Die Kohlensäure-beladene Luft steigt durch die Luftröhre aufwärts. 9. Die Kohlensäure-Luft wird vom Rachen in den Mund befördert. 10. Die Kohlensäure-Luft verläßt den Körper. II. Der Blutkreislauf. a. Das Kohlensäure-beladene Blut steigt aus dem Körper empor. b. Das Herz treibt das Kohlensäure-Blut in die Lunge. c. Das Kohlensäure-Blut gibt seine Kohlensäure an die herausfahende Atemluft ab. d. Das Kohlensäure-freie Blut nimmt aus der einfahenden Atemluft Sauerstoff auf. e. Das Sauerstoff-Blut kehrt zum Herzen zurück. f. Das Sauerstoff-Blut wird vom Herzen in den Körper getrieben.

können. Hier ist der menschliche Wille, der mit bewußter Tätigkeit die gemeinschaftliche Arbeit des Gesamt-Atmungsapparates ins Werk setzt, ausschlaggebend.

Folgende Atem-Übungen sollten unter schärfster Konzentration und in freier Luft (wenn dies nicht möglich, dann wenigstens bei offenem Fenster oder auf dem Balkon) ausgeübt werden, und zwar mindestens zweimal täglich neunmal hintereinander (Dauer: täglich je 4 Minuten!). Der Körper darf durch Kleidung oder Schnürung in keiner Weise beengt sein (nach Möglichkeit unbekleidet). Jede Anspannung der Halsmuskulatur sowie jedes In-die-Höhe-Ziehen der Schultern ist bei der Atmung unbedingt zu vermeiden. Das Hinaufziehen der Schultern ist das Entgegengesetzte von dem, wie es sein soll (siehe Abb. 1). Der ganze Körper muß entspannt sein, damit sich bei der Einatmung die entsprechende Muskulatur gut ausdehnen kann und sich die Rippen leicht und locker aus den Gelenken lösen können. Man lege auf die Ausatmung ebenso großes Gewicht wie auf die Einatmung: nach jeder Übung restlos ausatmen, damit keine falschen Spannungen entstehen und jede weitere Übung mit einem vollen, tiefen Atemzug beginnen kann!

1. Nasenatmung.

Vorübung: Wir schließen die Lippen, legen einen Finger leicht an ein Nasenloch und versperren dadurch den Lufteingang. Dann atmen wir durch das freie Nasenloch in kurzen Stößen einige Zeit ein und aus, bis der Weg, der immer etwas verschleimt ist, frei wird. Diese Übung ist so lange wechselweise vorzunehmen, bis in den beiden Nasenkanälen bei der Durchatmung kein störendes Geräusch mehr vernehmbar ist. Diese Reinigung muß vor jeder weiteren Übung erfolgen.

Nach gründlicher Ausatmung lassen wir dann die Luft langsam ohne jeden Muskelzug nach der Stirn hinauf (gleichsam ins Gehirn) einströmen. Wir stellen uns vor, den Duft einer Blume ganz fein einzusaugen. (Nicht hinauffchnäffeln!) Wir müssen fühlen, daß die Luft frei und ungehindert nach oben strömt, so daß sich ein kühles, erlösendes Gefühl im Gehirn bemerkbar macht. Dann lassen wir die Luft kräftig durch die Nase ausströmen.

Durch diesen „Oberatmungszug“ schaffen wir uns eine vollendete Tiefatmung. Wir werden nach und nach fühlen, wie sich unser Gesamt-Lungenapparat in Bewegung setzt, vor allem, wie sich gleich zu Anfang die hinteren Lungengruppen zu regen beginnen. Diese Atmung befreit uns außerdem von nervösem Kopfschmerz, Katarrhen usw. und wirkt ungemein stärkend, da die frische Luft (Sauerstoff) durch den Siebkanal in die Stirnhöhlenräume strömt. Durch diese Atmung fällt auch das schädigende Lusteinziehen durch den Mund fort, das die Ursache so vieler Lungenerkrankungen — namentlich bei Kindern — ist.

Da alle weiteren Übungen mit der Oberatmung beginnen, müssen wir dieselbe erst sehr gut beherrschen und sie so lange üben, bis sie dauernde Gewohnheit wird, damit wir alle übrigen Atemwerkzeuge folgerichtig zur Arbeit heranziehen können.

2. Lungen spitzen- und Brustatmung.

Aus der Nase bewegt sich der Luftstrom nach dem Gehirn hinauf und gleichzeitig durch den Rachen und Kehlkopf in die

Lufttröhre. Diese teilt sich vor dem fünften Brustwirbel in zwei kurze Äste, die in die beiden Lungenflügel eintreten und sich baumartig in immer feinere Endäste verzweigen. Bis zu den oberhalb des Brustbeins gelegenen Lungen spitzen reicht die Atemtätigkeit der meisten Menschen nicht hin. Aber gerade hier dringen zuerst Bazillen ein, setzen sich dort infolge mangelnder Betätigung dieses Lungenteiles fest und vermehren sich in diesen kohlen säurereichen, verschmutzten Geweben. Nur durch gründliche Durchatmung in guter Luft werden diese Zellen von Bakterien gereinigt.

a) Lungen spitzenatmung: Um zu fühlen, ob sich dieser Teil der Lunge bei der Einatmung regt und gut ausdehnt und bei der Ausatmung wieder zurückgeht, legen wir die Hand zur Kontrolle oberhalb des Brustbeins leicht auf, so daß die Fingerspitzen den Hals berühren. Bei der Einatmung (Oberatmung) schließen wir am besten die Augen. Um die Tätigkeit der Lungenbläschen besonders anzuspornen, lassen wir den Atem bei der Ausatmung in kurzen Stößen auf scharf gesprochene stimmlose L (tttttt) ausströmen.

b) Brustatmung: Wir legen die Hände leicht über dem Leib zusammen, die Ellenbogen sind seitlich frei. Ausatmung! Bei langsamer Nasen-Einatmung muß sich jetzt der gesamte Brustkorb leicht und gefällig heben und ausdehnen. (Schultern und Brustkorb dabei nicht hochreißen! Das Zwerchfell muß nach unten ausweichen. Beachte nachfolgende Zwerchfellbeschreibung!) Man achte besonders darauf, daß die Hebung der Rippen zuerst von der Wirbelsäule ausgeht, nicht nur von vorn, wie es meistens der Fall ist. Der breite vordere Brustknochen, an welchem die elastischen Rippen vorn angefügt sind, geht automatisch mit. Die Ausatmung erfolgt tief und langsam auf S-Laut (Mund leicht geöffnet).

Das Zwerchfell ist der wichtigste Hilfsatemmuskel, der bei der geringsten Absicht einer Lungenausdehnung seine Hilfeleistung geben muß. Eine Atmung ohne Zwerchfell gibt es nicht. Es bildet im Brustkorb die abschließende Scheidewand zwischen Ober- und Unterkörper und bewirkt das Ausweichen des Unterkörpers, damit sich der Lungenapparat bei einer Einatmung entsprechend ausdehnen kann. Bei der Einatmung muß ein Herunterdrücken des Zwerchfells stattfinden, nicht aber ein Hinaufziehen des ganzen Innenkörpers. Gleichzeitig ist es die Stütze für eine wirtschaftliche Atemabgabe, indem wir die eingefogene Luft durch eine Zwerchfellspehnung festhalten können.

3. Flankenatmung.

Wie schon erwähnt, werden die unter den Armen nach hinten oberhalb des Rückens sich ausbreitenden Lungenflügel bei der Atmung besonders vernachlässigt.

Damit wir uns bei der folgenden Flankenatemübung leichter und ohne fremde Hilfe auf diese Lungengruppen konzentrieren können, nehmen wir (nach Möglichkeit unbekleidet) die Bauchlage ein. Arme und Kopf liegen seitlich völlig entspannt (siehe Abb. 3). — Ausatmung! Bei der Nasen-Einatmung müssen wir uns scharf konzentrieren und fühlen, daß sich die Rippen von der Wirbelsäule aus leicht heben und die hinteren Lungengruppen regen. Tiefe gründliche Ausatmung auf S-Laut durch die Zähne.

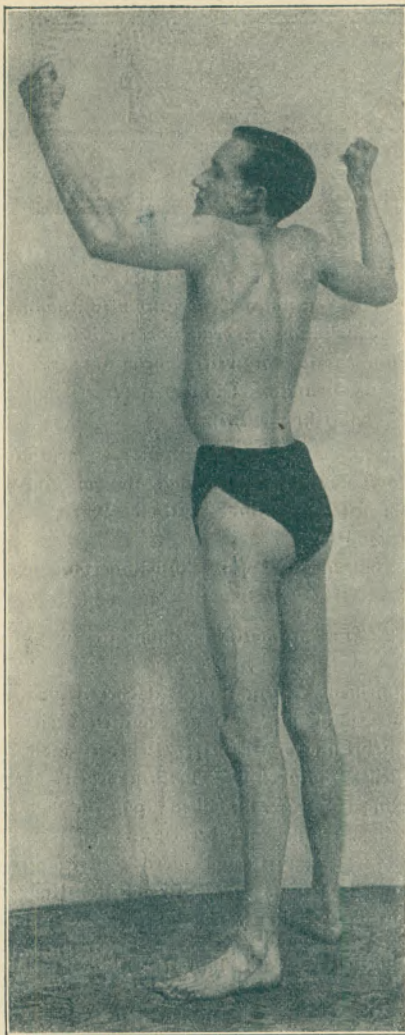


Abb. 1. Falsche (verkrampfte) Körperhaltung.

prozeß geht oben im Gehirn vor sich, der zweite in den Gesamtlungenbläschengruppen, besonders in den Lungen spitzen und hinteren Lungen teilen. Der dritte zugleich ausgeführte Saugprozeß gilt dem ausweichenden Unterleib. — Vor der Einatmung gründliche Ausatmung! Der Körper muß gelöst sein! Die Arme werden etwas gehoben, damit sich der ganze Körper ungehindert ausdehnen kann (siehe Abb. 2). — Mit einem langsamen, tiefen Atemzuge (Oberatmung) muß jetzt die einströmende Luft ohne jede Anstrengung die gesamten Atemwerkzeuge durchlaufen. Die Luft strömt nach oben und unten zugleich. — Ausatmung erfolgt langsam und gründlich auf S-Laut.

Im Ausatmen schieben wir die ausgewichene untere Körperhälfte gegen die obere Körperhälfte zurück. Der Brustkorb schließt sich, die Lungen entleeren sich.

Die wenigsten Menschen wissen, daß sämtliche Leibes-

4. Bauchatmung nennen wir den Ausweichungsprozeß des Unterleibes. Diese Atmung bedingt die Hilfeleistung der gesamten Bauch- und unteren Rückenmuskulatur, ebenso des Zwerchfells.

Bei der Einatmung müssen wir den Leib elastisch ausweichen lassen und in den Därmen dieselbe saugende Empfindung haben wie oben in den Lungenbläschen. Die Ausatmung erfolgt langsam durch die Zähne auf S-Laut. Damit die in der Bauchhöhle gelegenen Weichteile, Magen, Leber, Därme usw. wirklich elastisch ausweichen können, müssen wir den Leib von jeder Druckbelastung befreien.

5. Tiefatmung.

Die Tiefatmung teilt sich in drei Saugempfindungen zu gleicher Zeit. Dieser Saugprozeß umfaßt den ganzen Körper. Der erste Saug-

organe bei der Tiefatmung einbegriffen sind, daß die Hautatmung mit der Tiefatmung Hand in Hand geht. Die Hautatmung geschieht durch die Poren, deshalb müssen wir uns durch Bäder unsere Haut rein und die Poren offen halten; am wirksamsten ist ein tägliches Nacktluftbad (verbunden mit Atemübung) im Freien oder auch im Zimmer, um die Haut wenigstens einige Zeit aus dem Dunstkreis unserer Kleider zu befreien.

Eine korrekte Tiefatmung schützt uns vor unendlich vielen Krankheiten. Wenn wir die Beherrschung über unseren Gesamt-Lungenapparat erlangt haben, werden wir erst erkennen, welcher unermesslichen Einfluß sie auf unsere Gesundheit ausübt. Es sei uns deshalb eine ernste Aufgabe, eine Pflicht gegen uns selbst, diese wichtige Tiefatmung korrekt zu pflegen, so daß sie zur täglichen Gewohnheit wird. Sie erweckt uns Mut und Selbstvertrauen, Kraft und Lebensenergie.

Rhythmische Atemeinteilung

zur Beherrschung des Zwerchfells und Schulung der Tiefatmung (Zahl gleich Sekunde).

Einatmung	Anzählen der Luft durch Zwerchfellspehnung	Nasenausatmung
1, 2	2	2
1, 2, 3, 4	4	4
1, 2, 3, 4, 5, 6	6	6
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8	8	8
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10	10	10

Diese Atemeinteilung (bzw. Zwerchfellspehnung) können wir nach und nach immer höher trainieren, doch ist unbedingte Vorsicht geboten, da sonst leicht Überanstrengung eintreten kann.

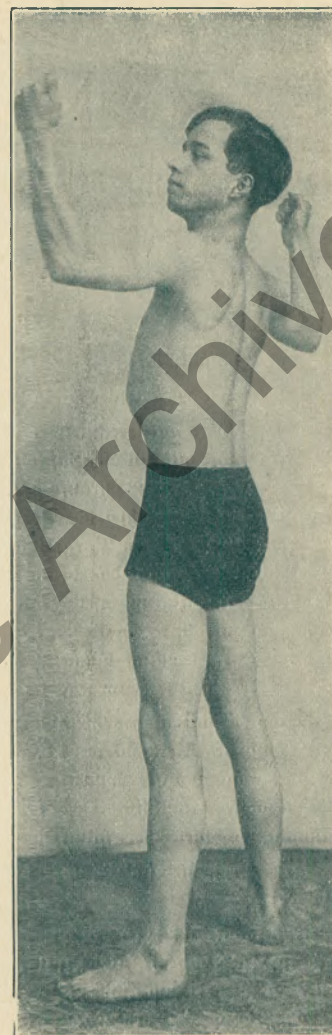


Abb. 2. Richtige Körperhaltung.



Abb. 3. Seitenatmung.



Düsseldorf.

Theater.

Gastspiel des Wiener Burgtheaters.

„Der Schwan.“ Ein Spiel in drei Akten von Franz Molnar.

Weshalb man ausgerechnet den vermotteten und verstaubten „Schwan“ als Paradestück mit auf die Gastspielreise genommen hat, ist mir nicht ganz klar. Hilflos näselnde Thronfolger, beflissen stotternde Serenissimi, nach dem Hermelinkragen schielende Prinzessinnenmütter, in eine Prinzessin verliebte und sich mit dem Bürgerstolz vor Fürstentronen wappende Hauslehrer und, vor allem, das besagte „süße, herzige Prinzesslein“ selbst gehörten vor zwanzig und mehr Jahren zum unentbehrlichen Requisit jeder Bühne. Heute findet man derartige „Stilleben“ allerhöchstens noch auf anspruchslosen Sommerbühnen. Oder beim — „einmaligen Ensemblegastspiel des Wiener Burgtheaters“.

Es wurde, wie man gemeinhin zu sagen pflegt, „gut gespielt“, es gab ausgezeichnete Kleinmalerei, Wiener Filigranarbeit in höchster Vollendung, man machte Konversation und bewegte sich auf dem Parkett, als ob man tatsächlich Thronfolger, Prinzessin oder gar — was nämlich noch viel, viel schwerer ist — Haushofmeister von Beruf sei.

Aber was nützt schließlich ein gelungener Versuch am untauglichen Objekt?

Oder wollte man etwa greifbar demonstrieren: Wir blicken auf eine fast ein Jahrhundert alte Kultur zurück. Und verstehen uns auf die Etikette. In diesem Falle: armes, in der Etikette erstarrtes, nur zurückblickendes Burgtheater!

Düsseldorfer Schauspielhaus.

Hanns J. Rehfsch: „Nazzia“.

In künstlerischer Hinsicht darf man die Aufführung als den Höhepunkt der bisherigen Spielzeit werten.

Über die Aufgaben der Schaubühne gehen freilich die Ansichten auseinander. Wer schwache Nerven hat oder im Theater nur fünffüßig dahertänzende Jamben hören will, sei vor dem Stück gewarnt. Es wird kein Eßholz geraspelt, sondern scharf gehobelt. Und wo gehobelt wird, fallen bekanntlich Späne.

Der Inhalt: Eine Gemüsefrau verdonnet falsche Gewichte und wird dabei ertappt. Ihr Mann, ein Metallarbeiter, sieht in der Anzeige einen Racheakt des abgewiesenen Liebhabers seiner Tochter und erdrosselt diesen.

Wie man sieht, sowohl dem Titel als auch dem Inhalt nach, eine „Moritat“, die mehr für den Bänkelsänger oder das Vorstadtkino geeignet erscheint. Wenn nicht dem Dichter Rehfsch das ganze Drum und Dran lediglich als Mittel zu dem Zweck diente, eine psychologische Studie, also etwas an sich gänzlich Undramatisches, bühnenreif zu machen. Und wenn, was mindestens ebenso wichtig ist, der Regisseur Berthold Viertel bei aller Liebe, mit der er sich der naturgetreuen Handlung annahm, nicht das Hauptgewicht darauf gelegt hätte, jene psychologische Studie in den Vordergrund zu rücken: wie ein Mensch von einer Idee, die ihn einmal gepackt hat (in diesem Falle Rache für anscheinend erlittenes Unrecht), nicht los kommt, auch wenn allmählich das vermutete Gefühl des Im-Recht-Seins erschüttert wird.

(Eine Zwischenbemerkung: Wer die Kleistsche Novelle „Michael Kohlhaas“ kennt, wird den vorstehenden Satz verstehen, ohne ihn zweimal lesen zu müssen. Wer sie nicht kennt, warte nicht, bis er im Oktober dieses Jahres, anlässlich der 150. Wiederkehr von Kleists Geburtstag, von allen Seiten darauf gestoßen wird; sie ist nicht nur ein Meisterstück der

Weltliteratur, sondern vor allem geeignet, den von verschiedenen Seiten erhobenen Vorwurf, „Nazzia“ sei ein asoziales Tendenzstück schlimmster Sorte, auf das richtige Maß zurückzuführen; denn Kleist behandelt, keineswegs zimperlicher, das gleiche Motiv, das weiter oben in drei Zeilen umrissen ist, und gilt doch als der preussische Dichter in der strengsten Bedeutung des Wortes. Und das will sehr viel heißen.)

Läge das Düsseldorfer Schauspielhaus in Berlin, so würde die gesamte Großstadtpresse sehr wahrscheinlich von der Aufführung als von einem Wendepunkt der Schauspielkunst sprechen. Und Berthold Viertel als den Regisseur feiern. Aber in Düsseldorf . . .

Allerdings: es ist kein Unterhaltungsstück für Schwachnervige und Bäckfische.

„Zurück zu Methusalem!“ Eine dramatische Phantasie in fünf Teilen von B. Shaw.

Das Schauspielhaus hat anscheinend, einem klugen Feldherrn gleich, seine stärksten Trümpfe bis zum Schluß in der Hand behalten. Dieser „Methusalem“, in der Bühnenbearbeitung von Louise Dumont und der Regie von Fritz Lindemann, stellt „konkurrenzlose Qualitätsarbeit“ dar, an der man seine aufrichtige und ungetrübte Freude haben kann. Als Höhepunkt, der keinen Wunsch offen ließ, erschien mir der zweite Teil: „Das Testament der Brüder Barnabas“. Der dritte und vierte Teil könnten m. E. nur gewinnen, wenn man beide etwas gedämpfter spielte. Um es theatertechnisch auszudrücken: weniger Sternheim und mehr Shaw. debus.

Oper und Konzerte.

Unsere Oper hat entweder mit Schwierigkeiten besonderer Art zu kämpfen, oder aber sie bereitet sich auf recht gewichtige Dinge vor. Seit sehr langer Zeit ist's auf jeden Fall zum ersten (hoffentlich auch zum letzten!) Male, daß innerhalb Monatsfrist nicht eine einzige Neueinstudierung auf dem Spielplan erschien!

Um so reicher und reger sah es demgegenüber in den Konzertsälen aus. Im Musikverein erklang nach einer wundervoll abgeklärten Wiedergabe der „Unvollendeten“ von Schubert das Chorwerk „Le Laud“ des jüngstverstorbenen Schweizers Hermann Suter. Der Sonnen- gesang des heiligen Franziskus von Assisi hat hier eine durchaus vornehme Vertonung erfahren. Allerdings fehlt zwischen der wenig persönlich- charakteristischen Gestaltung der Themen und der großen Ausdehnung des Werkes das rechte harmonische Verhältnis. Das läßt sich bei aller Achtung vor dem gewaltigen technischen Können und der Anerkennung mancher Schönheit beim besten Willen nicht leugnen. Hervorragende Solisten, Chor und Orchester von ausgezeichneter Qualität vereinigten sich unter der anfeuernden Leitung Hans Weisbachs zu einer auf hoher Stufe stehenden Aufführung. Ein reichlich langes, doch fesselndes Orchester- konzert wurde mit Regers schöner Romantischer Suite eröffnet, mit Schuberts jubelnder C-Dur-Sinfonie beschlossen. Außerdem sang Karl Braun das schwermütige Orchesterlied „Lethé“ von Hans Pfitzner und die gewaltigen Michelangelo-Lieder Hugo Wolfs. Ein anderes Mal gab's außer effektvollen Variationen Tschaikowskys und dem unverwundlichen „Lill Eulenspiegel“ von Richard Strauss zwei knapp geformte, recht abwechslungsreiche Stücke des Westschweizers Arthur Honegger. Gerne begegnete man wieder einmal dem Mendels- sohnischen Violinkonzert, das von Martha Linz von Kriegner ganz famos gespielt wurde.

Auch auf dem Gebiet intimer Musik ereignete sich mancherlei. Der Bachverein ließ unter dem feinsinnigen Dr. Joseph Neyses alt- französische Meister zu Ehren kommen. Die orchestralen Darbietungen wurden durch tüchtige Solisten wirkungsvoll ergänzt. Das Collegium

musicum steht bereits im Banne der Wiener Klassiker und ist damit aus einem mitunter etwas zopfigen Gebiet in eine dem heutigen Empfinden nahestehende Sphäre gerückt. August Leopolder und Otto A. Graef musizierten mit gutem Klangsinne und großer Sicherheit, doch etwas reichlich draufgängerisch, auf zwei Klavieren. Besonders erfreulich war, daß ihre Vortragsfolge ausgefahrenen Gleisen aus dem Wege ging. Einen Hochgenuß festlichster Art bereitete das Berliner Guarneri-Quartett mit der ideal schönen Wiedergabe einiger Kammermusikwerke Beethovens.

E. H.

Dortmund.

Konzertleben.

Das Städtische Orchester gab unter Wilhelm Sieben zwei Sinfoniekonzerte. Das erste wurde eröffnet mit Richard Wagners tiefgründiger „Faust-Ouvertüre“. Bei etwas außergewöhnlicher Temponahme kamen die faustischen, sehnenden, anfeuernden und verklärten Stimmungen eindringlich zur Geltung. Das folgende farbenreiche „Klavierkonzert in Es-Dur“ von Franz Liszt fand in Katharina Goodson (London) eine verständnisvoll musikalisch gestaltende Vermittlerin. Den Schluß bildete Hector Berlioz' zweite Sinfonie „Harold in Italien“, nach Byrons Epos (op. 16), die in ihrer lebensfrohen Stimmung bei durchweg guter Wiedergabe reichen Beifall erntete. — Die Vortragsfolge des zweiten Konzerts brachte Richard Strauß' erschütternde Ländchen „Tod und Verklärung“, die mit temperamentvoller Einfühlungskraft ergreifend schön geboten wurde, und Anton Bruckners gewaltige „Fünfte Sinfonie in B-Dur“, die einen selbst bei Bruckner ganz seltenen Gipfel von Einheit des Natur- und Seelenempfindens gibt. — Der Philharmonische Verein wartete auf mit einem Kammermusikabend des Frankfurter Amar-Quartetts. Es ertönten Regers „A-Dur-Quartett“, Mozarts „Es-Dur-Quartett“ und Verdis „Quartett in E-Moll“, das einzige, das der Dramatiker schrieb. Die Ausführung war gut und erweckte dankbare Zustimmung.

Ein volkstümliches Konzert unter der erstmaligen Leitung Dr. von Szent-Gyorgyis bot Mozarts Ouvertüre zur Oper „Don Juan“ und die „C-Dur-Sinfonie“ sowie Brahms' wundervolle „Akademische Festouvertüre“ nebst den „Ungarischen Längen“ Nr. 2, 4, 5 und 6. Plastisch, klar und temperamentvoll erstanden sämtliche Werke.

Fritz Reuter.

Theater.

Die Erstaufführung der nachgelassenen Oper Puccinis „Turandot“ in unserem Theater war ein glanzvolles, künstlerisches Ereignis und ließ erkennen, daß unsere Bühne bei hochgestellten Anforderungen Höchstleistungen zu vollbringen wohl imstande ist. Das war wirklich konsequente Durchführung einer Idee, sowohl in szenischer als auch musikalischer Beziehung, und eine Aufmachung, wie man sie in einem Provinztheater so bald ein zweites Mal nicht finden wird. Man raunt von fabelhaften Summen, die die Aufführung gekostet haben soll, doch wird durch sie der Ruf des Theaters unter den westdeutschen Bühnen erheblich gewinnen. — Bekanntlich war es Puccini nicht vergönnt, das Werk zu vollenden. Die Partitur war erst bis zur Hälfte des dritten Aktes gediehen, als der unerbittliche Tod dem fieberhaft arbeitenden Meister die Feder entwand. Aber schon der prachtvoll gelungene erste Akt mit seinen an rhythmischer und dynamischer Wirkung und dramatischer Schlagkraft reichen Chorsätzen, das köstliche Ministertrio, die packende Szene des Rätselsratens und nicht zuletzt die feine Seelenschilderung der opferfreudigen Sklavin Liu genügen vollauf, dieses „Hohelied der Liebe“ als wertvollstes Vermächtnis des toten Meisters anzusehen. — In einem von Ludwig Goerz unter Ausnutzung aller nur möglichen sinnestarken Effekte geschaffenen Rahmen ließ Dr. Arons Regiekunst das Geschehen in überraschender Natürlichkeit und Lebendigkeit sich abspielen. Kapellmeister Pella hatte sich des Werkes mit besonderer Liebe angenommen. Unter seiner anfeuernden, Orchester und Bühne gleich sorgsam betreuenden Leitung wurde die Aufführung auch musikalisch zu einem wirklichen Erlebnis. — Als erste Mozart-Oper des Winters kam in diesem Monat die „Zauberflöte“ heraus. Zum Glück ist man auch bei uns nunmehr davon abgekommen, das lebenswürdigere Werk als „Große Oper“ aufzuziehen. Man ließ es zu dem werden, was es tatsächlich ist: zu einem romantischen

Märchenspiel. Papageno stand über dem Ganzen, und so war wenigstens in der Anlage der rechte Ton getroffen. Für die musikalischen und gesanglichen Sünden wider den Mozartschen Geist ist kaum jemand verantwortlich zu machen. Die Besetzungsfrage bei Mozart-Opern ist eine derart heikle Angelegenheit, daß sie bei der jetzigen Zusammenfassung des Opernpersonals wohl kaum restlos wird gelöst werden können. So mußte man bei manchem Mitwirkenden den guten Willen für die Tat nehmen. Und guten Willens — das sei gern anerkannt — waren alle.

In einer Wedekind-Morgenfeier zeichnete Professor Nießen aus Köln den oft Verkannten und viel Gelästerten als einen durchaus ernst zu nehmenden Menschen und Dichter, der wohl wegen Auswahl und rücksichtsloser Darbietung seiner meist erotisch-pervertierten Stoffe zu verurteilen, an dessen ehrlichen Absichten aber als unerbittlicher Gesellschaftskritiker nicht zu zweifeln sei. Als Illustration des Gesagten folgte dem Vortrage eine blendende Aufführung des „Kammersänger“, Kühring.

Die abschließenden Besprechungen zwischen Professor Reinhardt und seinen Mitarbeitern über die Mirakel-Festspiele in der Dortmunder Westfalenhalle haben stattgefunden. Die technische Leitung der architektonischen Einbauten hat der Technische Direktor des Deutschen Theaters, Franz Dworek, übernommen, die musikalische Einstudierung liegt in Händen Professor Einar Nilssons, die Einstudierung der Längen erfolgt durch Ernst Matray, die Gesamtregie liegt in Händen von Max Reinhardt. Die Aufführungen finden bekanntlich vom 14. bis 19. April, also über Ostern, statt.

Duisburg.

Theater.

Man hat einige Monate verstreichen lassen, ehe man in der Neueinstudierung von Wagners Nibelungenring weiterschrift und nunmehr nach mehrjähriger Pause den ersten Tag der Trilogie „Die Walküre“ herausstellte. Inszenierung und Bühnenbild ließen einst die Meinungen der Fachleute und der Kritik in ganz Deutschland aufeinanderprallen, und man war damals stellenweise der Ansicht, daß Schmitt als Inszenator und Schröder als Gestalter des neuen Bühnenbildes zu weit von Bayreuth abgewichen seien und gegen den heiligen Geist der Wagnerschen Tradition verstoßen hätten. Es ist interessant, heute das Neugeschaffene im Abstand der inzwischen vergangenen Zeit erneut kritisch zu betrachten, und da kommt man zu dem Ergebnis, daß die vollkommene Ummwälzung wirklich eine ganz große Tat unserer Bühnenleitung gewesen ist, wenn sie Wagners Werk den künstlerischen und technischen Errungenschaften unserer Zeit angepaßt hat. Selbst der feinerzeit stellenweise stark bekritzelte Walkürenfelsen hat sich durchgesetzt und kam in seiner inneren Glut zu überzeugender Wirkung. Nur die Kostümfrage mußte stellenweise noch individueller gelöst werden, wie dies vor allen Dingen das Kostüm der Brünhilde bewies. Die Aufführung selbst war unter Drachs bewährter Leitung sehr glanzvoll und wurde bei gutem Besuch zu einem starken Erfolg.

Im Schauspiel erlebten wir zunächst eine Neueinszenierung von Shakespeares Lustspiel „Der Widerspenstigen Zähmung“, das Intendant Schmitt, der die Regie führte, als lustiges Fastnachtsspiel am Zuhörer vorbeiziehen ließ und bei dem sich wieder einmal Johannes Schröder als feiner Bühnenmaler bewährte.

Auch die Duisburger Bühne erachtete es für notwendig, sich die dramatische Legende „Caspar Hauser“ von Erich Ebermayer zur Aufführung zu sichern, obwohl dieses Werk den Zuschauer kaum zu fesseln vermag. Ebermayer hat die bekannte Hauser-Legende, die sich, da es ein rein epischer Stoff ist, zur Dramatisierung ganz und gar nicht eignet, unter enger Anlehnung an den historischen Stoff, wie er in jedem Lexikon verzeichnet steht, zu einem Drama geformt. Wenn dem Dichter auch das Talent nicht abgesprochen werden soll, so muß doch gesagt werden, daß die Aufführung, trotz bester Einstudierung durch Dr. Burbaum, ein Ergebnis zeitigte, welches die baldige Absetzung von dem Spielplan wahrscheinlich macht. Alle Mitwirkenden, an der Spitze Landauer als Hauser, gaben ihr Bestes her, ohne indessen dem Stück mehr als einen matten Achtungserfolg verschaffen zu können. Man muß sich immer wieder fragen, warum unsere Bühnen zu solchen Werken greifen, wo doch viel wichtigere Aufgaben lange der Erfüllung harren.

Musikleben.

Im VI. Hauptkonzert in der Städtischen Tonhalle erlebte man zunächst Igor Strawinskys Komposition „Le Sacre du Printemps“. Die Aufführung dieses Werkes spaltete die Zuhörer in zwei Lager. Es gab auf der einen Seite starken Beifall und auf der anderen Seite heftiges Zischen. Jedenfalls ist das Genie in allen Werken unverkennbar, und man muß hier wieder daran denken, daß es viele Komponisten gegeben hat, die erst sehr spät, manchmal nach ihrem Tode, zur richtigen Anerkennung gelangt sind. Scheinpflug fand wieder einmal Gelegenheit, zu zeigen, daß er in der Interpretation ganz moderner Werke vortrefflich ist. Im zweiten Teil spielte Erika Morini aus Wien mit bedeutender Technik und tief beseeletem Schalkowskys „D-Dur-Violinkonzert“, und zum Schluß brachte Scheinpflug noch das „Zwischenspiel in As-Dur und Walzerzene“ aus der Musikkomödie „Intermezzo“ von Richard Strauß und erntete auch hier wohlverdienten starken Beifall.

Für das Duisburger Musikleben von besonderem Interesse war auch ein Abend eigener Werke, den der bekannte Pianist und Klavierpädagoge Dr. Eduard Kreuzhage im Festsaal des Städtischen Gymnasiums veranstaltete. Der gute Besuch bewies, welcher Beliebtheit sich der Künstler in unserer Stadt erfreut. Man hörte Lieder für eine Frauenstimme, Chöre für gemischten und Frauenchor sowie Klavierkompositionen, die alle zeigten, daß Kreuzhage in seinem musikalischen Fühlen und Denken weitab von der Straße wandelt, die viele unserer Modernen heute gehen. Er steht auf dem sicheren Boden unserer Romantiker, ohne dabei aber an Ursprünglichkeit einzubüßen. Überall, sowohl in Liedern wie in Klavierwerken, bricht sein sinniges, fröhliches Musikantentum durch, das ohne jegliche Effekthascherei nur nach Innerlichkeit strebt, deren man sich auch bei dem ausübenden Künstler Kreuzhage immer wieder freuen kann. Für die Lieder setzte sich Frau Leonie Kreuzberg-Schwan mit warmer sympathischer Stimme ein. Die Chöre wurden durch den Rheinischen Madrigalchor unter Professor Josephson gut herausgebracht. Irma Zucca (Köln), ein sehr zu beachtendes junges Talent, spielte zuerst Intermezzo für Klavier und später, zusammen mit dem Komponisten, eine Suite für Klavier zu vier Händen. Kreuzhage und alle Mitwirkenden fanden verdienten warmen Beifall.

R. Sch.

Mülheim an der Ruhr.

In Mülheim gab es in der Berichtszeit nur das VII. Sinfoniekonzert des Duisburger städtischen Orchesters, das keine großen Aufregungen brachte. Waldemar von Baugnern, von dessen Komposition „Hymnische Stunden“ die beiden ersten Teile „Prolog“ und „Evangelium“ geboten wurden, wird allen denen willkommen gewesen sein, die, auf altem Boden stehend, dem Schaffen unserer modernen Komponisten fremd gegenüberstehen. Scheinpflug hatte sich des Werkes mit großem Interesse gewidmet. Der Glanzpunkt des Abends war der Solist Professor Karl Friedberg aus Neuporf, der mit meisterhafter Technik und unübertrefflichem musikalischen Können Beethovens C-Moll-Klavierkonzert spielte und vom Publikum begeistert gefeiert wurde. Zum Schluß hörte man noch Max Regers „Hiller-Variationen“, die Scheinpflug mit dem brillant eingestellten Orchester formvollendet herausbrachte.

Das Düsseldorfer Schauspielhaus beendete seine vorgeschriebenen Gastspiele mit Bernhard Shaw's dramatischer Phantasie „Zurück zu Methusalem!“. Das Stück ist wieder ein echtes Werk des feinsinnigen Epötters und verdient unbedingt große Beachtung. Man kann Frau Louise Dumont für die Bühnenbearbeitung wirklich Dank sagen. Alle Mitwirkenden leisteten wieder Vortreffliches, und man konnte aus dieser Aufführung der wirklich bedeutenden Düsseldorfer Bühne voll befriedigt nach Hause gehen.

R. Sch.

Hamborn.

Stadttheater.

Die Aufführung von Nicolais einziger deutscher Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“ bot einen ungetrübten Genuß. Das Orchester unter Dressels Leitung zeigte gutes Verständnis für die feine und hohe Kultur in der Musik des Komponisten; es ließ die Fülle der reizenden und frischen Melodien erklingen, und auf der Bühne kam der köstlich sprudelnde, fein pointierte Humor in Gesang und Darstellung zu voller Geltung. Die Wiedergabe der unübertrefflichen Elfenzene war voll von phantastischer

Romantik. Die Auflösung der drei Akte in sieben Bilder durch den Spielleiter Dr. Hegel ist verständlich, wenn ihr die Absicht zugrunde lag, dadurch die Wiederholung von Galkoffs Hinauswurf am Ende des ersten wie des zweiten Finales — in seiner Wiederholung und Stellung am Ende der beiden Akte eine kleine Schwäche bei der Gedrängtheit des Mosenhalschen Textbuches — weniger in die Augen springend zu machen.

Laban war mit seiner Tanzgruppe hier und tanzte ein Spiel, das sich „Narrenspiegel“ nannte, wozu, wie das Programm verkündete, Laban selbst die „Choreographie“ verfaßt hatte. (Ob es nicht ohne dieses so schöne Wort Choreographie geht?!) Das Spiel selbst war sehr wenig geeignet, um bei einem einmaligen Gastspiel einen nachhaltigen Eindruck von der Tanzweise Labans zu hinterlassen. Es war kein fester innerer Zusammenhang darin, es zerflatterte in einzelne Bilder. Liegt das nun an der „Choreographie“ Labans oder daran, daß man eben doch nicht größere Zusammenhänge durch den Tanz allein ganz verständlich machen kann? Die Modekrankheit der einseitig intellektuell eingestellten Tänzer, ohne Musik zu tanzen, scheint glücklicherweise überwunden zu sein. Trotzdem hätte man etwas mehr und zum Teil bessere Musik zur Untermalung und Umrandung der Tänze vertragen können. Unterbrechung der Musik, um Spannungsmomente zu erhöhen, kann man verstehen und billigen. Das Gliederspiel Labans und seiner Gruppe ist von wahrer Anmut und rhythmischer Kraft, der prachtvolle Fluß der Bewegungen ohne mechanische Zutaten; die individuell freien Schöpfungen, die lebenswahren Darbietungen innerer Erlebnisse durch den Tanz verdienen Bewunderung.

Senff-Georgi hielt einen Vortragsabend unter dem Leitwort „Was euch gefällt.“ Das meiste gefiel wirklich. Senff-Georgi spricht gut, verbindet seinen Vortrag mit guter Mimik, er hat die Routine und erprobte technische Sicherheit des erfahrenen Vortragskünstlers.

In den März fällt unter anderen Darbietungen die lang angekündigte Aufführung von Schillers „Wallenstein“.

Für das nächste Spieljahr ist ein Theatervertrag Hamborn-Oberhausen unterzeichnet worden. Es erfolgt ein Austausch unter den beiden Städten: Hamborn gibt klassische und moderne Operette und Kammeroper, Oberhausen Schauspiel, Lustspiel usw.

Rs.

Bochum.

Zur deutschen Shakespeare-Woche in Bochum.

Alfred Steiniger — wohl der beste lebende Kenner der geschichtlichen Grundlagen von Shakespeares Königsdramen, der vor kurzem ein ausgezeichnetes Werk über dieses Thema bei Oscar Beck in München erscheinen ließ — hat sich über die Bochumer Shakespeare-Woche folgendermaßen geäußert:

„Es ist viel mehr als ein Akt der Pietät gegen den größten Dramatiker der Weltliteratur, wenn das Stadttheater in Bochum unter Leitung seines feinsinnigen Intendanten, Saladin Schmitt, gelegentlich der außerordentlichen Tagung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft im Juni dieses Jahres die Königsdramen zur Aufführung bringen wird. Sie haben für den Engländer die Bedeutung eines Gedenkbuches der Nation — leben doch noch heute Nachkommen der ruhmreichen Geschlechter von damals —, man könnte sie eine Art weltlicher Bibel nennen. Aber die Personen und die Kämpfe, in die uns der Dichter versetzt, sind nicht allein für England bedeutend, sondern symbolisch für alle Herrscher und Völker. Denn der Dichter belebt nicht nur die heraufbeschworenen Schatten mit seinem lebendigen Herzblut und entrollt vor unseren Augen ein unwiderstehlich packendes Bild der Vergangenheit, er steht auch als politischer Ethiker in prachtvoller Größe vor uns. Für ihn gibt es kein Gottesgnadentum; der Besitz der ererbten Krone muß erworben werden, er wird durch Unfähigkeit und Schuld verwirkt. Seine Göttin ist die geschichtliche Vergeltung, die Sühne fordert für Schwäche, Unfähigkeit und Frevel, die alles unter ihren Füßen zermalmt, was mit den ewigen Gesetzen des Wahren und Guten in Konflikt gerät. So hat Shakespeare in den Königsdramen ein kühnes, drohend strenges Lehrbuch der Herrscher geschrieben, mögen sie gekront sein oder nicht, das für alle Ewigkeit Geltung besitzt. Mit Recht hat man Shakespeare, den größten politischen Dichter aller Zeiten, mit Bismarck, unserm größten Staatsmann, verglichen, denn als politischer Ethiker berühren sich beide aufs engste.“

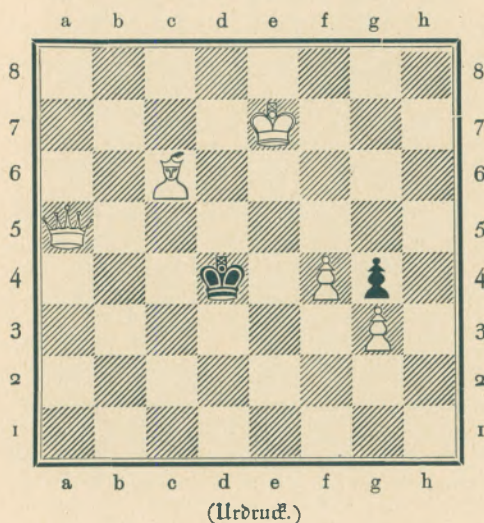


Schachcke.

Bearbeitet von H. Bollmer.

Aufgabe Nr. 25.

Von A. Pauli, Ziesar bei Magdeburg.



Stellung der Steine:

Weiß: Ke7; Da5; Lc6; B(2)f4, g3; [5].

Schwarz: Kd4; Bg4; [2].

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Eine nicht allzu schwere Originalaufgabe des Komponisten von Aufgabe 21, die wegen ihrer feinsinnigen Varianten bei unseren Lesern viel Anklang fand. Wertung: 2 Punkte.

Partie Nr. 1.

Folgende Partie, bei der wir aus taktischen Gründen vorerst die Namen der Spieler verschweigen, soll den mehr praktischen Spielern der Schachcke Gelegenheit geben, ihre Glossierungskunst zu zeigen. Die Kunst des Partieglossierens besteht im Herausgreifen der Fehler, in ihrer Verhütung sowie Hinweisen auf bessere Fortsetzungen an bestimmten Stellungen der Partie. Die beste Glossierung nachstehender Partie werden wir veröffentlichen sowie mit einem Sonderpreis auszeichnen. (Termin 15. Mai.)

Weiß.

1. e2—e4
2. f2—f4
3. Sg1—f3
4. Lf1—c4
5. Sb1—c3
6. d2—d3
7. h2—h3
8. Dd1×f3
9. Df3—d1
10. f4×e5
11. Lc4×f7+
12. o—o+
13. Kg1—h1

Schwarz.

1. e7—e5
2. Lf8—c5
3. d7—d6
4. Sg8—f6
5. Sb8—c6
6. Lc8—g4
7. Lg4×f3
8. Sc6—d4
9. g7—g6
10. Sf6—h5
11. Ke8×f7
12. Sd4—f3+
13. Sh5—g3#

Lösung der Aufgabe Nr. 22.

(Dr. O. Zepler. 4 #.)

Weiß.

- I. 1. Te3—a3
2. Kg3—h2
3. Dc7—d6
4. Th7—h8#

II. 1. ———

2. Dc7—d7+
3. Ta3×a8+
4. Ta8×c8# usw.

Schwarz.

1. Ta8×a3+
2. Ta3—a8
3. Ke8—d8

1. Lc6—a4

2. La4×d7
3. Ld7—c8

Wenn im 1. Zuge 1. Dc7—d6 mit der Absicht, auf d7# zu setzen, so

1. o—o—o (!)

und die Zweizüger-Kombination ist hinfällig.

Notizen.

Das endgültige Ergebnis des Problemlösungsturniers verkünden wir im Juniheft.

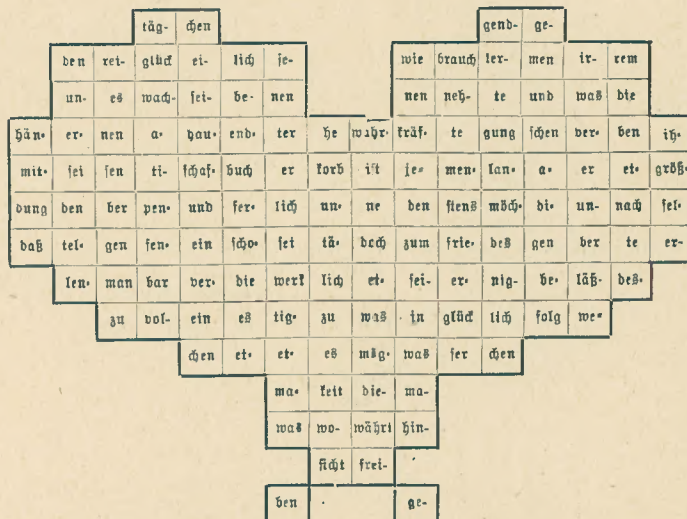
Über das New Yorker Großmeisterturnier bringen wir einen erläuterten Artikel nebst der mit dem Schönheitspreis ausgezeichneten Partie.

Die Schriftleitung der Schachcke.

Rätsellecke.

Rösselsprung.

Von Gustav Fleischig, Dortmund.



Die Lösung ergibt eine Sentenz von Schopenhauer.

Karree-Rätsel.

(Gefächlich geschüttelt.)

	1	2	3	4	5	6	7	
8	9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	32	33	34
35	36	37	38	39	40	41	42	43
44	45	46	47	48	49	50	51	52

Es sind 16 Wörter von untenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben einen Spruch von Kant.

1. Strom in Afrika 16 36 45 51 20
2. Ostseeinsel 20 21 33 12 39
3. Schweizer Freiheitsheld 25 12 43 30
4. Stadt in Holland 30 38 32 50 15 16
5. Deutscher Komponist 5 44 39 37 12 7
6. Zweikampf 31 6 38 11 34
7. Wörterbuchverfasser 31 29 14 12 47
8. Antilopengattung 10 2 29
9. Abessinischer Herrschertitel 16 17 33 1 3
10. Republik in Südamerika 27 42 36 30 49
11. Marbergattung 9 30 46 36 26
12. Schweizer Kanton 1 52 13
13. Homerische Bauberin 4 48 52 41 49
14. Asienforscher 28 24 8 48 18
15. Berg in Tirol 9 40 35 30
16. Industrielle Vereinigung 19 52 6 22 23

Lösungen der Rätsel in Heft 3.

Silbenrätsel.

Wanderer	Euterpe	Elybester
Elvira	Calami	Sumatra
Nassau	Gelsenkirchen	Legel
Nollendorf	Egmont	Menzel
Duisberg	Saktura	Ukraine
Undine	Arkansas	Semiramis
Dampffass	Liberalismus	Sahib
Ida	Linoleum	Loselli
Ramses	Erifa	Dante
Atlantis	Nibelungen	Udet
Liliput	Lenormand	Domäne
Liborius	Alkali	Advent

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben:
Wenn du dir alles gefallen läßt, mußt du darauf gefaßt sein,
daß man dir alles bietet.

Berwandlung.

Ase, Base, Gase, Hase, Kase, Nase, Pese, Vase, Blase.

Wasser.

Po, Don, Po sei Don, Poseidon.

Gefährlich.

Fre, Licht, Irrlicht

Rätselhafte Gleichung.

v = alt y = Bad
w = ade z = Tran
x = Mdebaran.

Eine Werkwoche für Laienspiel und Volkstanz auf der Jugendburg Freusburg an der Sieg.

Die Freusburg-Arbeitsgemeinschaft für Lebenserneuerung veranstaltet vom 19. bis 24. April auf der Jugendburg Freusburg an der Sieg eine Werkwoche für Laienspiel und Volkstanz. Sie hat für deren Leitung H. L. Radko, Dortmund, den Laienspielberater der Regierung Arnberg, und Otto Jlimbrecht, Hamburg, den Leiter der Niederdeutschen Langkreise, gewonnen, die beide als erfahrene und erfolgreiche Fachleute allgemein bekannt sind. Die Werkwoche ist für Jugenderzieher und Führer von Jugendgruppen gedacht. Ihr Zweck soll sein, diese beiden Ausdrucksmittel einer neuen, jugendmäßigen Geselligkeit, die schon heute in besonderem Maße durch die Jugendbewegung gefördert werden, in die weitesten Kreise der Jugend zu tragen. Laienspiel und Volkstanz finden erfreulicherweise in steigendem Maße Freunde in den verschiedensten Kreisen. Sie stehen in wohlthuendem Gegensatz zu den

sinnwidrigen, unjugendlichen Formen unseres heutigen Gesellschaftslebens. Um so mehr dürfte es zu begrüßen sein, daß hier Gelegenheit gegeben wird, von zwei Fachleuten durch Theorie und Praxis genauen Aufschluß und Anregungen zu erhalten. Teilnehmen kann jeder, der sich in den Geist der Freusburger Gemeinschaft einzufügen weiß und zu ernster Mitarbeit bereit ist. Die Unterkunft erfolgt in der als mustergültig bekannten Jugendburg. Der geräumige Burghof und der nahe der Burg gelegene Turnierplatz bieten genügend Raum für Spiel und Tanz. Während der Woche findet gleichzeitig eine Ausstellung von Reformkleidern und Schuhen, Drehschleifenarbeiten, Büchern und anderem Wertgut statt. Auskünfte und Anmeldevordrucke gegen Rückpostgeld durch Hermann Forsche- piepe, Siegen, Heeser Straße 38.

Inhaltsverzeichnis.

(Heft 4, April 1927, Jahrgang VII.)

Zum achtzigsten Geburtstag Emil Kirdorfs. Von W. Debus ...	1—3	Seemanns Werdegang. Von Kapitänleutnant Liekmann (ill.) ...	32—33
Deutschland als Glied der Weltwirtschaft. Von Prof. W.E. Schulze	4—6	Astronomisches vom April. Von Prof. Hülshöffer	34
Großgasversorgung auf Jechenbasis (mit einer Skizze)	7—8	Elektrizität im Haushalt (ill.)	35—38
Chinas Streben nach Unabhängigkeit. Von A. Brede (ill.)	9—11	Die Hausfrau als Hüterin der Gesundheit. Von Dr. D. Neustätter	38—39
Hankau, ein Macht- und Handelszentrum Südchinas. Von		Mutter (Gedicht). Von H. Schmülling	39
J. Matthias (ill.)	11—13	Die Atmung als wichtigster Gesundheitsfaktor. Von Hilde Hof-	
Die Pforte zum Pazifik (ill.)	14	mann (ill.)	40—43
Die Welt im Zeichen der „Abrüstung“ (ill.)	15	Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr	44—46
Technische Gedenktag	16	Denksport	47—48
Kohlenhauer (Gedicht). Von Klaus Boeke	16	Eine Werkwoche für Laienspiel und Volkstanz	48
Fahrt in die Tiefe. Von Herbert A. Jansen (ill.)	17—23	Inhaltsverzeichnis	48
Vereinigte Stahlwerke	24—26	Kunstbeilage „Emil Kirdorf“. Nach einem Gemälde von Klemm.	
Schiff in Not. Roman von Lu Wolbehr (2. Fortsetzung)	27—31	Kunstbeilage „Am Bremsberg“. Radierung von Kästelhön, Essen.	

Heft 1 des laufenden Jahrgangs ist infolge der unerwartet zahlreichen Nachbestellungen vergriffen. Nachbestellungen können daher nur vom Februarheft an (mit dem Beginn des laufenden Romans) berücksichtigt werden.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12,— M., Einzelheft 1,20 M. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8,— M., Einzelheft 0,80 M.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6,— M., Einzelheft 0,50 M., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unerlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher 1611.